Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

41 (14.10.1934)

Visual Library

Folge 41 / Jahrgang 1934

Sonntag, 14. Oktober 1934

Landjahr-Jugend im Dorf

Sechzig Jungen wohnen im Schloß, sechzig Jungen aus der Stadt. Dort rauchen die Schlote, dort gibt es manche Straßen, in denen nur Arbeiter wohnen, Bergleute, Männer vom Hochofen. Viele Arbeitslose wohnen da. Das sind die Väter der Jungen. Aber das Schloß hat hohe Zimmer und weiße Fenster. Von dort aus sieht man über Felder und Gärten, über Baumwipfel und Ziegeldächer. Tief atmen, tief atmen: Licht, Luft und Sonne! Das ist das Landjahr.

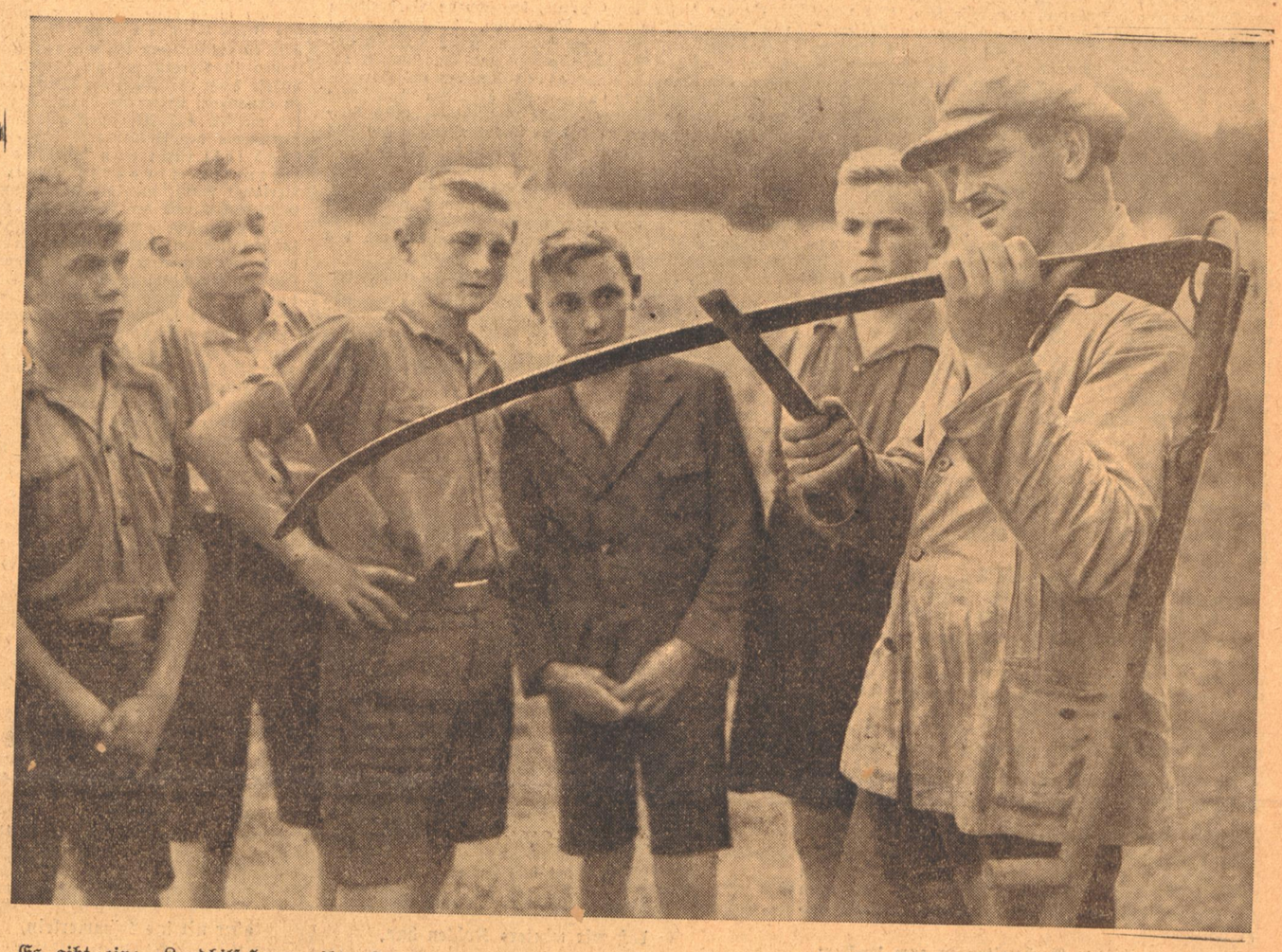
Diese Jungen und Mädel machen das erste Landjahr mit, Großstadtjugend. Sie sollen das Land kennenlernen. Sie sollen die Natur erleben. Sie sollen sich einmal so richtig sattessen. Sie haben — dafür gibt es eine Statistik — im ersten Halbjahr bereits durchschnittlich fünfzehn Pfund zugenommen. Sie lernen, was eine Zahnbürste ist, sie pflegen und üben ihre Körper, sie lernen Deutschland kennen und sie lernen Deutschland dienen. Sie schulen und üben ihren Geist. Sie schauen auf den Führer. Das ist das Landjahr, neun Monate Dienst. Neun Monate beim Bauern helfen, neun Monate Hitler-Jugend-Lager, neun Monate Sport und nationalpolitischen Unterricht von ausgesuchten Führern.

*

Es ist so hell in den hohen Zimmern. Wer mag noch schlafen, wenn die Sonne aufgeht! Der Tag ist nicht leicht, der Schlaf tief und gesund, aber wenn man schon um neun Uhr zu Bett geht, dann wartet man nicht mehr beklommen auf das Fanfarensignal, das die Wache um 5.45 Uhr gibt. Da saust die ganze Bande aus den Betten. Da gehts hinaus unter die Pumpe, da prustet es unter dem kalten Wasser, bis es heißt: Antreten zum Frühsport.

Laufschritt, Laufschritt, eins — zwei, eins — zwei so gehts über die Wege im Park, so gehts hinein in die taufrische Wiese mit bloßen Füßen zur Morgengymnastik. Wenn dann die zweistöckigen Betten gebaut sind und die Flaggenparade vorüber ist, wenn der Tagesspruch verkündet ist, dann, ja dann gibts Kaffee und Brot und dann schmeckt es auch. Disziplin, Selbstbeherrschung ist das erste Ziel der straffen Zucht. Nur wer sich selbst beherrscht, mag einmal dienen, mag einmal führen.

So leben sie im Landjahrheim, Kadetten der jungen Nation. Dieser frische Junge, der schon seinen Frühsport und eine ganze Portion Dienst, Stubendienst, hinter sich hat, der kommt um sieben Uhr zum Bauern und bleibt bei ihm bis um zwölf Uhr. Er hilft ihm im Stall oder auf dem Feld und er tut es gern, allein schon, weil es eine Ausspannung vom Dienst ist. Aber auch weil es immer ein kräftiges Frühstück da gibt und weil dann noch nach dem gemeinsamen Mittagstisch im Heim und der eineinhalbstündigen Mittagsruhe immer noch ein halber Tag kommt, ein halber Tag Dienst mit Sport, Spiel, Unterricht, gemeinsamem Basteln. Nie ist der Landjahrjunge sich allein überlassen.



Es gibt eine „Landhilfe", es gibt „Schulungslager" aber das Landjahr ist doch mehr als das, es ist beides vereint und deshalb ist „Landjahrjunge sein" ein Vorzug. Nicht jeder kommt dazu. Erbbiologisch gesunde Jugend muß es sein, Jugend, die in diesem Alter in der Großstadt unter den gewohnten Lebensverhältnissen gefährdet wäre, Jugend, die nun in besonderer Weise charakterlich ausgerüstet wird für einen Lebenskampf, den der neue Staat niemand ersparen kann und auch nicht ersparen will. Dieser Jugend wird ein unvergeßliches Erlebnis zuteil, das ihr niemals wieder verloren gehen kann. Ein Erlebnis der Gemeinschaft im Heim, der Volksgemeinschaft im Dorf.

*

Das Dorf mußte erst erobert werden. Als das erstemal Fanfaren vom Schlosse gellten, die dumpfen Landsknechtstrommeln dröhnten, da mag wohl im Blut der Bauern etwas wach geworden sein, das sie an alte Zeiten erinnerte; denn der märkische Bauer war noch vor hundertfünfzig Jahren dem Schloßherrn leibeigen. Deshalb hatten es die Jungen mit den Bauern zunächst schwer. Wenn sie mit Trommeln und Pfeifen unter den Bäumen des Dorfangers daherzogen, waren sie die „Städter", die man erst einmal beobachten mußte.

Doch sie wußten sich zu helfen. Da war der große Park und Garten, da gab es viel zu roden, zu graben und zu pflanzen. Da legte der Heimleiter eine Kaninchenzucht an, ein Stall für Schweine wurde hergerichtet und sogar eine Gänseherde angeschafft, dabei gibt es viel zu basteln zunächst, und später auch verantwortungsvolle Posten für den Schweine- und Gänsehirten, für den Kaninchenfütterer und die Gartenkolonne. Das Geheimnis des Lebens offenbarte sich in Blüte und Frucht, nachts im Stall beim Ferkeln oder an einem Wurf junger Kaninchen; und wüste Erlebnisse aus der Großstadt sanken in Vergessenheit.

So kamen sie die erste Zeit mit der Arbeit aus; denn es gab in dem Heim, das lange leer gestanden hatte, allerlei aufzuräumen und herzurichten. Malkolonnen und Tischlerabteilungen wurden eingesetzt. Der Oekonom konnte auch eine Abteilung zum Karoffelschälen und Gemüseputzen gebrauchen und wenn es mal gar nicht mit der Arbeit langen wollte, dann ging man auf Fahrt und das gab dann immer den lebendigsten und interessantesten Stoff für den nationalpolitischen Unterricht.

*

Die ersten aus dem Dorf, die dann Landjahrjungen nahmen, waren die Dorfhandwerker. Die hatten eine Werkstatt und ein paar Morgen Land, da gab es jeden Tag etwas anderes zu tun und da sind denn manche Jungen gewesen, die haben ihren Vorgeschmack von der Lehre bekommen. Einer, der, wenn er zurückkommt, Schuhmacher werden will, ein anderer, der zu einem Schlosser in die Lehre geht. Dann kamen die Siedler.

Die Siedler hatten es schwer. Sie sind verdrängt aus den verlorenen Gebieten des Ostens. Sie müssen schwer arbeiten, um ihre Verschuldung tragen zu können. Sie dachten schließlich, daß ein Landjahrjunge eine ganz gute und billige Hilfe sei und nahmen ihn. Daß die Jungen dabei auch dies und jenes aus dem Völkerringen um Blut und Boden in Ostland erfuhren, war der schönste Gewinn, Und zum Schluß kamen die Bauern selbst. Nun ist alles in Ordnung. Die Jungen helfen jetzt überall beim Heuen, beim Roggenmähen, beim Kartoffelroden und Rübenhacken. Wenn der nächste Landjahr-Jahrgang kommt, wird es keine Schwierigkeiten mehr geben.

Das Dorf ist wie verwandelt. Es ist, als erwache es jetzt erst zum vollen Bewußtsein der revolutionären Zeitläufte. Die örtliche Hitler-Jugend kommt zum eigentlichen Ansehen, weil sie Verstärkung erhalten hat. Was der junge nationalsozialistische Dorflehrer will, beginnen die Leute erst jetzt zu verstehen. Und es wird nun beiden zuteil, Heim und Dorf in wechselseitigem Kennenlernen und Verstehen, das eine große Erleben: Volksgemeinschaft.

Otto Chr. Kühbacher.

Kommunistischer Umsturzplan in Baden vor 80 Jahren

Von Anselm M. Schmitt

Von einem wenig bekannten Nachspiel der Revolution des Jahres 1848 soll hier berichtet werden, das einige vaterlandsflüchtige Emigranten im Auslande vorbereiteten, um den wiedererlangten Frieden im badischen Großherzogtum und die hergestellte Ordnung in Deutschland aufs neue zu untergraben. Handelte es sich doch in der Tat um einen für jene Zeit unerhörten kommunistischen Umsturzplan, der Deutschland und die Welt im Mai des Jahres 1852 aufs tiefste erschüttern sollte. Da diese ausschließlich kommunistische Eroberungswelle zuerst und vor allem Deutschland und mit ihm das badische Großherzogtum bedrohte und ihre Ausdehnung auf die Nachbarländer zur gleichen Zeit beabsichtigt war, dürfte eine genauere Darstellung dieses Putschversuches vor 80 Jahren auf Grund eines im Oktober 1852 veröffentlichten Briefwechsels der Verschwörer von besonderem Interesse sein. Mit Verwunderung wird man aus dem vorliegenden Material entnehmen, welche Aehnlichkeit jene noch völlig im unscheinbarsten Keime steckende Propaganda kommunistischer Revolutionsideen mit diesen Plänen hatte, die in unseren Tagen vor und bei der nationalsozialistischen Machtergreifung im kommunistischen Lager aufgedeckt wurden.

Es war die Pariser Polizei, die im August 1851 diesem sicherlich ersten großen kommunistischen Umsturzplan, den wir genauer kennen, auf die Spur kam. Zahlreiche Briefe, Instruktionen, Proklamationen und vor allem die „Statuten des Communistenbundes" von 1850, die bei deutschen Flüchtlingen in Frankreich gefunden wurden, verrieten, daß sich seit einiger Zeit in Paris ein sogenanntes „Comité" gebildet hatte, mit keinem anderen Zweck als die kommunistische Herrschaft durch eine zweite Revolution in Deutschland, Frankreich, Belgien und der Schweiz ausbrechen zu lassen. Im August 1851 wurden aber zum Glück die wichtigsten Unterlagen des Putsches, an dem deutsche Flüchtlinge anfangs zahlreich beteiligt waren, entdeckt und in einer Abschrift durch die badische Gesandtschaft in Paris nach Karlsruhe mitgeteilt. Ein kleines Büchlein, das nach einem handschriftlichen Eintrag vom 25. Oktober 1851 vier Bogen stark in 300 Exemplaren dem Ministerium des Innern in Karlsruhe vorlag, gab mit der auszugsweisen Veröffentlichung des Briefwechsels der vorbereitenden Comités den Beweis für die äußerst bedrohte Lage Badens und der Nachbarländer. Es trägt den Titel:

„Auszüge aus den von der Polizei in Paris mit Beschlag belegten Papieren des communistischen Complotts."

Aus diesen Schriftstücken geht zunächst hervor, daß der „Communistenbund" schon im Revolutionsjahr 1848 mit Erfolg gewirkt hat und sich nun aufs neue unter dem Namen von „Vereinen zum Singen, Schreiben, Lesen, . . . aber nur unter Namen, die von der Regierung erlaubt sind" in zahlreichen europäischen Großstädten betätige, so z. B. London, Paris, Lausanne, Genf, Lyon, Bern, Zürich, Brüssel, Lüttich, Berlin, Hamburg, Braunschweig, Frankfurt a. M., Stuttgart, Nürnberg und Hannover. Aber auch Basel, Straßburg und Köln waren als Einfalltore für den Tag der zweiten Revolution gerüstet.

In Paris und London entstanden dann die zunächst für Baden und Deutschland gedachten Richtlinien für den Umsturz. Sie sprechen eine deutliche Sprache und lassen an Genauigkeit in den einzelnen Aktionen keinen Zweifel aufkommen.

Die kommunistischen Vorbereitungen zum Umsturz

Alle kommunistischen Bundesbrüder hatten auf die strengste Befolgung nachstehender Instruktionen ihren Schwur geleistet. In öffentlichen und geheimen, jedenfalls völlig harmlosen „Gesang-, Lese- oder Bildungsvereinen" schlossen sie sich in kleiner Zahl zusammen, trafen Maßnahmen für eine in alle Arbeiterkreise eindringende Propaganda durch Wort und Schrift und berieten, wie das Proletariat in kürzester Zeitspanne zu Gewalttaten aufgehetzt werden könne. Zu diesem Zweck schulte man gewisse Haupträdelsführer („Abgeordnete") militärisch und rednerisch und unterrichtete sie im schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache. Regelmäßig gingen dem Centralcomité in London Listen der strebsamsten Bundesbrüder zu, die u. a. auch die persönlichen Eigenschaften eines jeden für den Augenblick des Losschlagens enthielten. Wer nicht unbedingt verläßlich erschien, wurde aus dem Bund ausgestoßen und geheim überwacht. Sodann wies die vorbereitende Organisation eine Reihe von Leuten auf, denen folgende in den „Instruktionen vor der Revolution" niedergelegte Pflichten oblagen:

1. Sofortige Einrichtung einer „Bundespolizei".
2. „Aufstellung einer Liste der Feinde des Volkes, welche der Volks-Justiz überliefert werden sollen".
3. Auskundschaftung der Waffen- und Vorratsmagazine des Staates und der Privaten, der Banken, der öffentlichen Kassen und der privaten Geldvorräte.
4. Das Fortschleppen dieser Vorräte im Augenblick des Ausbruchs der Revolution zu verhindern.
5. Baldige Beschaffung einer Presse.

Gerade dieser letzte Punkt, die schnelle Verbreitung von Flugschriften und Broschüren, bereitete ernste Schwierigkeiten. Doch aus einem Brief des Pariser Comités an die Straßburger Kommunistengemeinde erfährt man, daß sich ein Basler Drucker zur Herausgabe eines „Parteiorgans" gefunden hat. Die Tendenz dieses Blattes — wie es heißt — „wird kommunistisch sein ohne jedoch diese Farbe offen an den Tag zu legen". Interessant ist die Art und Weise der allgemeinen Nachrichtenübermittlung, wie sie jedem Mitglied der Verschwörung bekannt war. Man sandte sich gegenseitig Zeitungen unter Kreuzband und schrieb auf deren weißen Rand mit Milch. Diese Stellen mußte der Empfänger dann mit Papierasche bestreuen, um das Geschriebene lesbar zu machen.

Das Verhalten während der Revolution

Die Häupter der kommunistischen Umsturzbewegung glaubten, im Augenblick der beginnenden Umwälzung ihre politische Gewalt auf die bewaffnete Macht des jeweiligen Landes stützen zu können. Und durch diese sollten wiederum den Mitgliedern des Bundes die Möglichkeit eröffnet werden, sofort revolutionäre Regierungen mit diktatorischer Gewalt zu bilden. Es waren ferner „Kommissäre" vorgesehen, um die Ausfuhr von Silber und Gold zu verhindern, alle Feinde des Volkes zu verhaften und die Bestrafung aller Verräter an dem Platz ihrer Verbrechen durch die Volks-Justiz durchzuführen. Was sich während des Aufstands vor allem im Großherzogtum Baden und im übrigen Deutschland abspielen sollte, geht aus folgenden „Richtlinien" hervor:

„Während der Revolution müsse man

1. sich des Ministeriums des Innern bemächtigen, weil da der Ausgangspunkt aller Telegraphenverbindungen sei,
2. sich des Generalstabs der Armee bemächtigen,
3. die Arbeiter militärisch organisieren,
4. die Nationalgarde entwaffnen und durch falsche Nachrichten täuschen,
5. den Belagerungszustand verkünden,
6. die Barrikaden nicht eher entfernen, als bis die revolutionären Maßregeln gesichert sind,
7. alle Reichen von den Wahlen ausschließen und alle Arbeiter in die Wohnungen der Reichen einweisen."

Man könnte diese Reihe noch weiter fortsetzen, denn es gab andere Instruktionen, die noch Genaueres kundgaben, z. B. die Beschlagnahme aller Banken und Kassen, neues Papiergeld, Aufhebung aller Staatsschulden, ständige Bewaffnung des Volkes (von 17 bis zu 60 Jahren) und diesen stets anzutreffenden Programmpunkt:

„In den Palästen der Fürsten und in den Schlössern der Reichen werden Schulen und Institute gegründet. Die Kinder werden unentgeltlich besorgt, unterrichtet und erzogen."

Der Zustand nach der Revolution

Glückte der Putsch und erfüllten sich die Hoffnungen, so sollte „die Proletarier-Armee das Land in Belagerungszustand halten. Alle Fürsten, alle Adeligen und alle Bürger sollen ohne Erbarmen ausgerottet werden". In alle Ecken Deutschlands seien „energische Abgeordnete zu schicken, um sich mit den Proletariern aller Nationen in Verbindung zu setzen". In einem anderen Briefe heißt es: „Nach der Revolution sei eine Diktatur zu ernennen, überwacht durch ein revolutionäres Komitee, welches aus Arbeitern zusammengesetzt ist, die das Vertrauen des Volksheeres besitzen". Und „Deutschland soll eine von den französischen Proletariern ernannte Diktatur erhalten"! Verlangt wurde auch die Abschaffung des bürgerlichen Gesetzbuches und des Strafgesetzbuches.

Die hauptsächlich in Frankreich sitzenden Urheber dieser kommunistischen Pläne hofften, zuerst Deutschland unter ihre Gewaltherrschaft zu bekommen. In sehr vielen Briefen kommt dieser Hauptgedanken allererste Bedeutung zu. So wird von einem Deutschland bereisenden Revolutionär im August 1851 geschrieben, er habe dort „ein gutes Feld gefunden, das gute Früchte zu tragen verspricht". Und an anderer Stelle des gleichen Jahres: „Ich habe mit vielem Vergnügen gelesen, daß Du nach Deutschland gehen wollest. Du hast sehr recht. 100 000 wie Du wüßten (dort), was sie wollen — und das Gewehr in der Hand, vorwärts marsch. Die Revolution von 1852 ist nicht die von 1848. Alle Augen sind auf Frankreich gerichtet, und Frankreich wird das Zeichen zum Kampfe für die Freiheit der Völker geben. Ich hoffe also eine bessere Zukunft für unser Deutschland bei der nächsten Auferstehung der Toten (1852)".

Der Marsch auf Berlin — und wie andere Briefstellen aussagen, von dort weiter nach Moskau! — sollte in dem zuerst zu erobernden kleinen Großherzogtum Baden eine entscheidende Verstärkung erfahren. Das Pariser kommunistische Komitee unterließ aus dieser Erkenntnis heraus nichts, um in „einer so wichtigen Stadt wie Straßburg" eifrigste Vorkämpfer zu sammeln. Hierzu einige charakteristische Beweisstücke: „Paris, den 31. August 1851 . . . . . Vor allem ist es uns von großer Wichtigkeit, zu Straßburg selbst einen Haltpunkt zu haben, denn es ist von großem Gewicht für die nächste Revolution. Begreift es wohl Brüder, für die nächste Revolution, für 1852, haben wir nicht viel Zeit zu verlieren. Verstärkt euch zu Straßburg und nehmt unter euch hauptsächlich Leute auf, die alles wagen können, denn wir werden auch manche gewagten Streiche zu versuchen haben". Und an einen führenden kommunistischen Organisator ergeht ebenfalls von Paris aus die Mahnung: „Um den Marsch einer deutschen Legion zu erleichtern, müssen wir an den Grenzstädten von Frankreich intime und thätige Freunde haben, welche daselbst Gemeinden bilden. Da Straßburg die Grenzstadt ist, welche in der Mitte zwischen der Schweiz und Mainz gelegen ist, so hat der leitende Ausschuß beschlossen, Dich dahin zu senden".

Ein starkes Jahr vor dem Losschlagen lag, wie dem Briefmaterial zu entnehmen ist, der endgültige Termin der zweiten Revolution fest und wurde in geheimen Nachrichten an alle Verschworenen bekannt gegeben. Die wichtige Briefstelle hat folgenden Wortlaut:

„Was unser Verhalten im allgemeinen betrifft, so haben wir als Zeitpunkt, wo wir handelnd auftreten müssen, das Jahr 1852 festgesetzt, Da wird die so lange zurückgehaltene Volkswut losbrechen. Bis dahin werden alle ruhig bleiben und sich für den Monat Mai vorbereiten. Ich hoffe, ihr werdet das gleiche tun und jeden Aufstand, der nur der Polizei von Nutzen sein könnte, vermeiden."

Den Straßburger Kommunisten gingen im Juli und August des Jahres 1851, also ganz kurz vor der Aufdeckung des Umsturzes durch die Pariser Polizei, ein reiches Adressenmaterial für das Großherzogtum Baden zu, desgleichen Flugschriften und geheim gedruckte Broschüren, die „auf einem Kahne nach Kehl" geschafft wurden. In gleicher Weise wurden an den übrigen Grenzstädten von Deutschland, z. B. in Basel, Mülhausen, Saarbrücken und Mainz, gearbeitet. Denn überall dort und auch an kleineren Orten wird „es leicht sein, des Abends einen Spaziergang über die Grenze zu machen". (!) Baden aber war das zunächst liegende Grenzgebiet, das dem kommunistischen Zentralkomitee durch die Vorfälle von 1848 und 1849 für den ersten Sieg dieser zweiten Revolution am idealsten erschien. Deshalb wird der Plan, der den Einmarsch in dieses Grenzland vor 80 Jahren, umriß, ein Dokument von besonderem geschichtlichem Wert sein. Er gehört zu den interessantesten Teilen des vorliegenden Materials und vergegenwärtigt eindringlichst, wie sehr dieses Grenzland im Südwesten schicksalsmäßig bedroht und zugleich des Deutschen Reiches wichtigstes Bollwerk war. Nachstehend der Wortlaut des geplanten Einfalls, der sich in einem Brief an die Bundesbrüder in Valenciennes vorfindet:

„Wir wollen uns besonders für die deutschen Grenzen von Frankreich einrichten. Wenn die Revolution hier ausbricht, wird Italien dem Beispiele sofort folgen und Oesterreich dadurch viel beschäftigt sein. Alsdann werden unsere Freikorps in das Großherzogtum Baden, die Pfalz und die Rheinprovinzen einfallen, wo sie bei den Völkern genug Sympathien finden werden, um eine beträchtliche Armee zu bilden. Alsdann werden wir immer vorwärts marschieren, und immer mehr verstärkt werden wir gegen Osten andringen, über die Berge und über die Flüsse und der deutsche Arbeiter wird zuerst die rote Fahne auf den Mauern von Moskau aufpflanzen müssen".

Der kommunistische Wunschtraum, der nach solchen und ähnlichen Umsturzgedanken gerne verwirklicht wäre, ist nun wenige Wochen nach der Niederschrift obiger Zeilen plötzlich gegenstandslos geworden. Es dürfte aber hiermit als erwiesen gelten, daß bereits vor 80 Jahren die Grenzlande und ebenso das übrige Deutschland von einer kommunistischen Gefahr bedroht waren, deren Auswirkungen sich nicht weniger unheilbringend gestaltet hätten als die zahllosen Putsch- und Vernichtungspläne der kommunistischen Partei Deutschlands von 1919—1933. Die Aufdeckung des Umsturzplanes und damit die Verhinderung der zweiten Revolution durch die Pariser Polizei im August 1851 hat im letzten Augenblick Baden und seine Nachbarländer vor neuen Unruhen und einem größeren Blutvergießen gerettet.

KÖHLERLIED

Von Wilhelm Albrecht

Haust ein Köhler im schwarzen Wald.
Rot brennt das Feuer.
Brenne, Köhler, Ast und Span,
daß wir winters Kohlen han,
kalt ist's Gemäuer.

„Der schwarze Pfarrer ohne Kopf
ist mein Geselle.
Laß ihn an den Ofen dein,
strahlen wird dein Kämmerlein
winters warm und helle!"

Schwarzer Pfarrer, komm nur her!
Rot brennt das Feuer.
In den Ofen sollst hinein,
aber nit ins Kämmerlein,
wär' nit geheuer! —

Haust der Pfarrer im Ofenloch,
Kämmerlein wird helle — —
Haus und Hof die Flamme fast:
Teufel ist bei mir zu Gast!
Tod ist sein Geselle!

Vierhundert Jahre Ruine Schenkenburg

Von Hermann Fautz

Zu den markantesten Ruinen des Kinzigtales gehört unstreitig die der Schenkenburg, jenes malerische, hochragende Gemäuer, das südlich von Schenkenzell die weit in die Talaue der Kinzig vorspringende Bergnase krönt, um die der Fluß in scharf ausholendem Bogen seine Wasser rauschend zu Tal leitet. Geschichte und Sage heften sich an die Mauern des einstigen Schlosses vom streitsüchtigen Ritter und Burgvogt, vom nächtlichen spukenden Burggeist, dessen Seele keine Ruhe findet und rastlos irrend die schwere alte Schuld seiner einstigen irdischen Untaten sühnt.

Jahrhunderte sind verflossen, seit Burgvogt und Ritter im stolzen Bewußtsein ihrer herrschenden Macht über die weiten Bergreviere des Tales geboten. Vergänglich war ihr Wirken; nur das altersgraue Gemäuer ihres wohlbewehrten Herrschersitzes gibt uns noch Kunde von ihrer einstigen Größe und Macht.

Die Schenkenburg ist zweifellos eine Schöpfung der mächtigen Herren von Hohengeroldseck, deren Stammsitz als gewaltige Ruine auf dem hochragenden Bergkegel zwischen Schutter- und Kinzigtal weit in die deutschen Gefilde der Südwestmark hineinschaut. Die Geschichte weist das ganze Gebiet des Kinzigtales diesem Geschlechte zu, das für seine Tapferkeit einst dasselbe von Karl dem Großen zu Geschenk sollte erhalten haben. Wie dem auch sei, als geroldseckische Ländereien tritt dies Gebiet in die Geschichte ein und spielte fürderhin in den häufigen Fehden und Kämpfen dieses streitbaren Geschlechtes eine große Rolle, bis es doch demselben nach und nach an mächtigere Herren verloren ging.

Auf der Schenkenburg aber saßen ihre Vögte, zeitweise die Herren wohl selbst und von hier aus erfolgte die Verwaltung der weiten Reviere im Witticher- und Kaltbrunnertal, zu Bergzell und Schenkenzell.

Die Burg zeigt den üblichen Aufbau früh mittelalterlicher Anlagen und weist in vielen Stücken große Aehnlichkeit mit der Hohengeroldseck auf, die gewiß als Vorbild bei der Erstellung der Vasallenburgen gedient hatte. Ein wohnturmartiger Palas bildete das Hauptgebäude. Es barg neben dem geräumigen Rittersaal noch Raum genug zur Unterkunft für die Herrschaft. Hart an dasselbe stieß der gewaltige Bergfried. Seine inneren Ausmaße waren zugunsten der 3 Meter starken Mauern klein gehalten, war er doch die letzte Zufluchtsstätte in Zeiten der Not und gerade in seinem mächtigen Mantel lag ja damals seine äußere Widerstandskraft. Der beschränkte Raum des Burgberinges bot aber noch Platz genug für ein Wirtschaftsgebäude, das als Unterkunft dem Gesinde diente und gleichzeitig die Stallungen und Vorratsräume in sich schloß.

Die östliche Seite des Bergrückens, den die Ruine der Schenkenburg krönt, fällt in steilen Felsbändern wohl 40 Meter hinab, umspült von den Fluten der Kinzig. Diese Seite entbehrte die schützende Ringmauer. Die Süd- und Westseite dagegen war mit einem starken doppelten Mauerkranz umzogen, der zwei schmale Zwinger einschloß, welche die Verteidigungsfähigkeit der ganzen Anlage wesentlich erhöhten. Ein tiefer Halsgraben, über den sich eine hochgespannte Zugbrücke legte, schied die Burg von dem rückwärtigen Berg.

So hatten die Geroldsecker, Burgenbauer vom Fach, ihren Dienstmannen, den Schenken von Zell eine wehrhafte Feste erstellt. Als erster Vertreter dieses Geschlechtes tritt im Jahre 1251 ein Hermannus in die Geschichte ein. Aber schon wenige Jahrzehnte später beschließt der Ritter Burckhard diese Linie. Um seine Gestalt haben sich eine Reihe von Volkssagen gebildet, die zum Teil heute noch von Mund zu Mund gehen. Nach den Schenken saßen die Edlen von Hulwer längere Zeit auf der Schenkenburg. Auch Hans von Reckenbach, der nachmalige Obervogt im Kinzigtal schlägt um 1474 seinen Wohnsitz auf dem Schloß über der Kinzig auf, dessen baulicher Zustand aber damals viel zu wünschen übrig ließ. Die Verarmung des einst mit Gütern so reichgesegneten Geschlechtes der Herren von Hohengeroldseck war nicht mehr aufzuhalten und der Zerfall ihres stolzen Besitzes schritt unaufhaltsam voran.

Oefters nehmen Glieder der Geroldsecker auch selbst auf Jahre ihren Wohnsitz auf der Schenkenburg, die ihnen als Hauptstützpunkt im oberen Kinzigtal treffliche Dienste leistet. Daraus ist auch deren hohe Einschätzung seitens des geroldseckischen Geschlechtes zu verstehen und daß sie, als ihr Stern in raschem Sinken ihr Schicksal beschließt, sie mit aller Macht versuchten, die Schenkenburg für sich zu erhalten. Vergebens.

An Graf Gangolf von Hohengeroldseck vollzog sich das harte Geschick. Ihm zerrann unter den Händen der einst so stolze Besitz seiner Väter. Seine drückenden Schulden forderten im Jahre 1498 den Verkauf der Herrschaft Schenkenzell samt Kaltbrunn und Bergzell, und schon zwei Jahre später, am 7. Juni des Jahres 1500 ging ihm auch sein letzter Besitz im oberen Kinzigtal das Schloß Schenkenzell für immer verloren. Käufer aber war Graf Wolfgang von Fürstenberg, jener kluge Herrscher, der die mächtigsten fürstenbergischen Gebiete damals in einer Hand vereinigte.

Das Interesse Fürstenbergs lag nie so sehr im oberen Kinzigtal, denn im Wolftal, das blieb auch fürderhin so. Die Schenkenburg, schon unter den verarmten Geroldseckern in nicht mehr allzugutem baulichen Zustand, erlebte keinen neuen Glanz. Graf Wolfgang von Fürstenberg, der mächtige Mehrer des fürstlichen Besitzes, versprach bald nach der Erwerbung dieser neuen Gebiete „das schlößlin mit ettlichem begriff" dem Junker Hans von Weitingen als Mannlehen. Indeß kam es vorerst noch nicht zur Verleihung des Lehensbriefes. Allzufrüh wurde der Fürstenberger zu Grabe getragen, so daß er selbst sein Versprechen nicht mehr einlösen konnte.

In die Verwaltung der großen Hinterlassenschaft teilten sich die gräfl. Witwe Elisabeth und ihre beiden Söhne Wilhelm und Friedrich. Von denselben erhielt nach mehreren Bittgesuchen im Jahre 1513 der von Weitingen das Schloß Schenkenzell mit etlichen Gütern als Lehen zugesprochen, samt dem Jagdrecht in den Gebieten der Täler Grubersgrund, Tannengrund und Kaibach. Nach des Junkers Ableben, sollten seine Rechte an dem Lehen auf seinen Bruder oder dessen Söhne übergehen. Die Gerichtsbarkeit aber, verblieb der Herrschaft, ebenso hatte sich dieselbe das Besetzungsrecht der Burg in Kriegsläuften und Zeiten der Not vorbehalten.

Das gute Einvernehmen zwischen Lehensherr und Lehensträger wurde jedoch von letzteren gar bald getrübt. Die Eigenmächtigkeit der Junker von Weitingen führte zu Fehden, die das Schicksal der Schenkenburg besiegelten.

Bereits im Jahre 1520 hatten sie sich gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß sie das Schloß Schenkenzell zu verkaufen trachteten; indes konnten sie denselben dahin abschwächen, daß sie die Burg nur ihrem Schwager, dem Freiherr von Zimmern, gegen einen jährlichen Zins erliehen hatten. Ein solches Unterfangen von Seiten des Lehensträgers konnte naturgemäß die Billigung des Lehensherrns nicht erhalten und das Verhältnis blieb auch fortan gespannt, zumal die von Weitingen sich nicht mehr so auf die Seite ihrer Herrschaft stellten, wie sich dies für einen Lehensmann geziemte.

Im Jahre 1534 konnte der, vor der Macht der verbündeten württembergischen Städte, landflüchtige Herzog Ulrich wieder in Stuttgart einziehen. Diesen Erfolg hatte er in erster Linie dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg, der als oberster Feldhauptmann für die Sache des Urachers eintrat, zu verdanken. Die Junker von Weitingen aber standen nicht auf der Seite des Grafen und verstießen so gegen ihre Pflicht als Lehensträger. Des ewigen Haders überdrüssig zog nun der streitbare Graf Wilhelm kurz entschlossen im Jahre 1534 mit seinem Kriegsvolk vor seine eigene Feste, die Schenkenburg, ließ dieselbe einnehmen und zerstörte das Nest von Grund auf, aus dem ihm sein Lehensmann soviel Ungemach bereitete.

Die stolze Burg der ehemaligen Schenken von Zell sank damit unter der Gewalt des eigenen Herrn in Schutt und Asche. Ein Wiederaufbau erfolgte nicht mehr und so steht die schmucke Ruine seit 400 Jahren als Künder der Vergänglichkeit mittelalterlicher Pracht in der weiten Bergwelt des oberen Kinzigtales.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

RADIUM

Von Kopf bis Fuß Schutz gegen Radiumstrahlen. Die Schutzmaske und Schürze sind aus mit Blei durchschlagenem Gummistoff.

Messung der Radiumstrahlenstärken. Die Gegenüberstellung der Ergebnisse der Stoppuhr und des Apparates gegen die Normenzahl der Strahlenstärke

Wenn unser Zeitalter, das sich mit Vorliebe Zeitalter der Technik nennt, noch so schlicht und sachlich ist, schwärmt es doch für Romantik und sucht Romantik in der Technik und Wissenschaft. So gelang auch das Radium, eines der neuesten Elemente, zu einem solchen romantischen Ruf. Das Publikum, das in diesem unbekannten Element etwas Uebernatürliches, Uebermenschliches, Ueberwissenschaftliches, Ueberirdisches sieht, ist vielleicht mit seinen Anwendungsmöglichkeiten und seinen Wirkungen gar nicht im klaren. Das Radium genießt aber selbst unter den Gelehrten großes Ansehen. Denn es hat zwei Eigenschaften, die ihm dieses Ansehen verschaffen. Das Radium ist vor allem gefährlich. Seine Strahlen wirken zerstörend destruktiv. Das Radium ist aber auch teuer, denn es ist das seltenste Metall der Welt. Auf der ganzen Welt sind augenblicklich 600 Gramm Radium vorhanden, die einen Wert von 1 800 000 Mark repräsentieren. Die Gelehrten und ihre Assistenten, die mit Radium zu arbeiten haben, wissen sich gegen die Strahlen, und das Radium gegen Einbrecher zu schützen. Ueberall wird Blei verwendet, denn Blei hält die Strahlen auf, und die Diebe vom Radium fern. Unsere Bilder vermitteln einen Einblick in die Laboratorien der Allgemeinen Radium A. G. zu Berlin, wo Radium verarbeitet wird.

Auf der kurzen Strecke von den Laboratorien der Allgemeinen Radium A.G. zum Postamt begleiten drei Kriminalbeamte, die im Dienste der Laboratorien stehen, das wertvolle Paket.

Das Radium wird in den Laboratorien der „Radiumwerke" in Tresoren aufbewahrt, die nicht nur einbruch-, sondern auch strahlensicher sind.

Damit die Umgebung von den Strahlen geschützt wird, arbeitet der Laborant in einem vollkommen abgeschlossenen Kristallbleikasten.

Aufnahmen: Eric Borchert — A.

Von Wolf Justin Hartmann

Langemarck! — ein kleines, belangloses Städtchen, fast noch ein Dorf, nicht anders wie tausend und abermals tausend jener schüchtern geduckter Dörfer, die durch den Sturm des Krieges aus ihrem friedlichen Schlaf, aus Versunkenheit und Verträumtheit jählings gerissen wurden, — ein kaum erkennbarer Punkt in der bunten Weite der Länder, über die das Schicksal in den Jahren der Schlachten schritt. Langemarck — das aus der Menge schon langsam verwehender Geschehnisse und Gestalten wie fernherbrausendes Singen durch die Zeiten hallt. Niemand wußte ehedem von ihm; niemand kannte den Namen. Versteckt im sicheren Dunkel seiner Verschollenheit lag es im Norden, irgendwo, nahe am Meer, in der flandrischen Ebene; der leichte, bläuliche Rauch kräuselte sich aus den Schornsteinen über die Dächer, die Bauern sprachen mit Wichtigkeit über das, was sie für wichtig hielten, zwischen den schwarzwässerigen, schnurgeraden Kanälen weidete das Vieh auf den grünen, saftigen Wiesen.

Nichts deutete darauf, daß hier eine Stätte der Bewunderung und Verehrung ihrer Geburt heimlich entgegenharrte, daß hier eine letzte Weihe geoffenbart und empfangen werden sollte.

Da schwoll der Lärm der sich umfassenden, im Kampf um den Flügel sich aufstaffelnden Heere, wie aus einer gewitterigen Wolke fiel Feuer auf den Ort und seine gewöhnliche Stille, auf Häuser, Hecken, Blumenbeete und Felder, ein grelles, flackriges Licht erhellte ringsum die Landschaft mit einem blutroten Schein und entfesselt schlugen die Flammen in Langemarck empor; gegen den grauen Himmel, diesen müden Himmel des Herbstes, verhängt und beschwert von Dunst und See, traurig und drückend. Aber es waren nicht nur die Flammen aus Balken und Sparren, es war nicht nur das verheerende Element blindwütiger Detonationen — aus Qualm und berstenden Wänden, aus dem Gedröhn der Granaten, aus Schutthaufen, Trichtern, Massensturz menschlicher Leiber erhob sich eine Lohe der Hingabe und Bereitschaft, sichtbar der Welt wie ein überallhin leuchtendes Fanal! Und Langemarck hieß es damals! Langemarck heißt es noch heute, als sei der Name des Dorfes in uns eingebrannt mit einer stets schmerzenden Glut. Seit jenem Tage, da er zum erstenmal aus seinem verborgenen Dasein sich entschälte, auftauchte mit gespenstischer Gewalt vor den gebannten Augen unseres ganzen Volkes und für eine unvergeßliche Schar von Jünglingen dieses Volkes zum Symbol der Erfüllung und zum geöffneten Tor ihres heldischen Untergangs wurde.

Es ist jedoch nicht immer derselbe Klang in den Stimmen, die mit der Namensnennung jenes Tages ihren Meinungen und Gefühlen Ausdruck zu geben versuchen. Heute so wenig wie je zuvor. Und die Betonung des Wortes ist verschieden wie die Menschen verschieden sind und stets verschieden sein werden, die von Langemarck und seinen Streitern sprechen.

Bei Langemarck erwies sich wie noch nie und ein für allemal die Ueberlegenheit der Technik über noch so tapfere, opferfähige Herzen, die Mechanik triumphierte, Kanonen und Maschinengewehre, ein stählernes Material war stärker als die Kraft entfachter, begeisterter Seelen, der Geist unterlag, der Stoff gewann den Sieg: so hört man die einen reden und in ihrer Rede ist oft ein giftiger Stachel — eine hämische Freude, die Genugtuung jener Hörigen der Niedrigkeit und Wohlfeilheit, die ohne Schwingen sind für den Flug zu einer Idee und aus der dumpfen Enge ihrer erdgebundenen Ohnmacht nach jeder kühnen Tat und jedem höheren Streben mit neidischen Blicken schauen.

Bei Langemarck scheiterte der notwendige und verzweifelte Versuch Deutschlands im ersten Kriegsjahr, die Erstarrung der Westfront zu lösen und mit neugewonnener Bewegungsfreiheit eine schnelle und voraussichtlich siegreiche Entscheidung zu erzwingen: stellt die Wissenschaft strategischer Führung fest, nüchtern, trocken, mit sorgsam gezogenen, unanfechtbaren Schlüssen — und die Mahnung der Toten ist nur ein Gedankenstrich in einem dicken Buch der Untersuchungen und der Lehren.

Sie ließen sich verscharren für gediegenes Geld, für Prozente und Dividenden, für Renten, Aktien und Zinsen, sie waren unsere brävsten, tüchtigsten Marionetten und tanzten in das Grab, wie unser Draht es befahl; lacht eine dritte Sorte, verstohlen und gemein, und macht ihre Bilanzen nach dem Brauch honoriger Leute bei honorigen Geschäften — und zwinkert sich zu wie Verbrecher in düsteren Höfen oder in Sälen voll Gold.

Gefallen bei Langemarck: schluchzt eine alte Stimme, noch heute nach Jahr und Tag, ein weißer Scheitel beugt sich zu dem verblaßten Bild, ein mütterlicher Kuß, ein Streicheln der welken Hand — dann duftet die Rose im Glas inniger, heftiger, wilder, in leidenschaftlichem Drang, einen einsamen Lebensabend mit einem vagen Hauch von Gottes Gunst und Freundschaft zu beglücken.

Gefallen bei Langemarck für das heilige Recht seines Volkes: gibt leise einer zur Antwort, in die Ruhe der Dämmerung, ein Vaterloser von schmalen, kargen Jahren, und sein Gesicht wird hart, als sei ein Meißel am Werk, ein unnachgiebiger, unerbittlicher Meißel, der Schlag auf Schlag aus Knaben Männer formt. Es dunkelt schwarz schon die Falte zwischen den Brauen auf der sonst so reinen Stirn und die Knöchel seiner Faust blinken mit hellen Kanten in eine zeitlose Stunde.

Gefallen bei Langemarck . . .

Verschieden ist der Klang, der durch menschliche Stimmen schwingt.

Verschieden wie Gut und Böse, die um das Geschlecht der Irdischen von Anbeginn an ringen. Und nicht ein Bekenntnis ist wichtig, sondern allein eine Haltung.

Jene, die heute schweigen, sangen, als sie starben.

Sie traten an im fahlen Licht des Morgens; die Nebel krochen träge und tückisch über die Fläche ihres frühen Endes, feucht war das Gras, feucht, wie benetzt von Tränen, waren alle Blumen. Von Westen her, der Wind, blies sacht um ihre Wangen und Schläfen und strich durch die vollen Haare, bevor sie den Helm festbanden zu ihrem letzten Dienst; vom Meere ein kühler Wind. Sie nahmen fröstelnd ihre Waffen auf, schräg voraus wiesen die Gewehre in das verhüllte Geschick. Und brachen auf uns den Bezirken ihrer Sicherheit, aus lieblichen Gefilden, aus einem Garten der Märchen und der Spiele. Sie waren ja alle so jung! Und so wenige kannten das Leben, den Zwang einer Wirklichkeit, die sich ohne Schminke und Maske erbarmungslos entschleiert. Die wenigsten von ihnen hatten das strenge Gesetz eines Einsatzes aller Kraft, den erbitterten Kampf um das Heute und um das Morgen und um jede Zukunft erfahren, Sie standen ja erst auf der Schwelle zu jenem nur geahnten, rätselvollen Raum, darin ein jeder gemessen und gewogen wird, um seiner Bewährung willen. Und was wußten sie denn vom Tode und seinem endgültigen, einmaligen Spruch?

Seht an! Das Dasein der Meisten war bisher behütet und bewahrt, ihr Leben war bisher der Mütter Sorgen und Pflegen, der Väter Trachten und Schaffen. Sie kamen aus der Heiterkeit der unbekümmerten Freuden, sie hatten gelacht und gescherzt, hatten den bunten Ball ihrer lustvollen Jahre jubelnd hinaufgeschleudert in eine fröhliche Sonne und mit geschwellter Brust den Kopf im Nacken getragen. Und dieser oder jener hatte wohl gar nur getändelt und seine wunscherfüllten, mühelosen Tage mit Nichtigkeiten verbracht. Denn um sie breitete sich wie ein schützender Mantel des allzuschillernden Glanzes das mächtige Vaterland, das Land des gehäuften Reichtums und der Behaglichkeit, der Arbeit und des Verdienens.

Es ließ sich herrlich leben nach der Ansicht ihrer Einfalt und ihrer Unkenntnis der Drohungen und Gefahren für eine so lockere Gemeinschaft in dieser bequemen Welt gesättigter Bürgerlichkeit, der selbstverständlichen und gewohnten Genüsse, der vielen Rechte und der geringen Pflichten. Es ließ sich wohl sein dabei. Sie hatten sich eingerichtet, sie hatten nicht die Muse, noch weniger das Verlangen, Verantwortungswecker, Gewissensschärfer zu sein und nach Krankheitsherden zu suchen, die am Bestand des Volkes zehrten, das Werden der Nation in Frage stellten und vom Gipfel und allen Hängen des Reiches den Niederbruch gesammelten Gerölls in eine grause Tiefe mit unleugbaren Zeichen kündeten. Sie hörten kaum das unterirdische Grollen. Sie achteten nicht dieser Zeichen; es mag sogar sein: sie bemerkten sie nicht einmal. Ihr Sinn war nicht auf die Abgründe und Schluchten menschlichen Daseins gestellt. Ihr Sinn war ihre Jugend, der sie sich widmeten nach einem natürlichen Recht und mit derselben Inbrunst, mit der sie sich dem Tod zur Weihe gaben, als er sie gleichsam zur Buße für allzu fernen Ernst in seine Schranken rief.

Ein wenig flüchtig vielleicht, ein wenig allzu laut und allzu überzeugt von der Ordnung aller Dinge wie von ihrem eigenen unantastbaren Wert, aber geliebt, und geachtet, bald bestaunt und bald beneidet, so liefen sie ihre Wege durch die deutschen Gaue und schritten jetzt einen Weg, flüsternd und ohne Zögern, etwas geneigt und mit Entschlossenheit, gegen den lauernden Feind, und sprangen über finstergähnende Gräben, wie sie fast alle bisher über Nöte, Zweifel und Aengste leichtfüßig gesprungen waren.

Die ersten Kugeln surrten zu ihren Häuptern hin; zuweilen schien es ihnen, als zwitscherten nur Vögel über den wogenden Schleiern. Wie sie gezwitschert hatten zuhaus im Buchenwald, wo jetzt von allen Zweigen die Blätter niederfallen auf den verschlungenen Pfad und auf die Bank mit den eingeschnittenen Herzen und in den Bach, an dem die knorrigen Weiden so silbern im Mondlicht gleißten. Der Bach floß in die Heide, dort, wo jenseits der Brücke auf einem sanften Hügel die Burgruine steht, in der die Käuzchen schrien. Der Wald, der Bach, die Heide und das Moor, Kirchturm und Schule, ihr Zimmer, Werkstatt und Stall und Laden, die Täler und die Berge! Das Bild der Heimat stieg vor ihnen auf, ein gnadengesegnetes kraftspendendes Bild aus unverlöschlichen, untilgbaren Farben, und schwebte ihnen voran in den brauenden Nebel hinein. Und Stimmen wurden vernehmlich, liebe, vertraute Stimmen, raunten ihnen zu, mit Worten, die sie verstanden, die sie wie oft schon gehört. Gestalten begleiteten sie mit geheimnisvollen Schritten, blieben ihnen zur Seite auf diesem Opfergang und hatten ihre Gesten nach altbekannter Weise und altgebrauchter Gewohnheit, hatten ihr Mienenspiel, in dem jeder Ausdruck und jede Veränderung deutbar wie das Klopfen der eigenen Pulse, wie ihrer eigenen Herzen selbstloser, erhabener Drang. Durch das Bild der Heimat, durch Mienen und Gebärden fielen die rostbraunen Blätter aus einem Buchenwald, wie diese und jene fielen, vereinzelt zuerst, dann in Haufen, durch Flüstern und Geraune stöhnte und ächzte es, gellten qualvolle Schreie, die Lücken klafften wie aufgerissene Wunden, sie wechselten stumme Blicke, sekundenlang, forschend, prüfend, erwacht aus einer Zeit, die nun schon wie ein Traum weit hinter ihnen lag.

Denn seht sie an, diese Jünglinge auf einer vernichtungsumheulten und von allen heiligen Schauern der Selbstüberwindung, der Aufgabe und eines lauteren Glaubens geisterhaft regen Flur: sie sprangen in die Lücken, sie sprangen über die Wunden, Sterbenden und Toten wie bisher nur über Kanäle und vordem — wie lang ist es her! — über die schlimmen Nöte in Gesellschaft und Volk und Staat, sie schlossen sich zusammen, Studenten, Arbeiter, Bauern, Kaufmannsgehilfen und Handwerker und Künstler, sie schmolzen ineinander im glutheißen Keuchen der Schlacht, in einer einzigen Flamme, die lodernd aus ihnen brach, sprengten die alten Krusten der Klasse und des Standes, der Konfession, der Titel und des Besitzes, sprengten den Bann, den die Vorurteile des Stumpfsinns und des Dünkels, den Geldgier, Machthunger, Haß und Neid, denn alle Mängel und Laster menschlichen Empfindens durch nichtsnutzige, gedankenlose Jahre wie eine starre Lähmung über sie geworfen, sprengten das deutsche Unheil und wurden eine Einheit, eine unlösbare Gemeinschaft auf Gedeih und Verderb! Dasselbe Schicksal wölkte über sie! Dasselbe Schicksal fuhr in ihre zuckenden, vorwärtsgeschleuderten Reihen! Ob arm, ob reich, ob bei Gebet oder Fluch, ob mit zusammengebissenen Zähnen oder seltsam lächelnden Mundes: der große, greise Tod im müden Herbst von Flandern schwang seine Sense ohne Unterschied und mähte eine Jugend, die sich mähen ließ aus freiem Willen, Dienerin des ganzen Volkes zu sein.

Da dachten sie kaum mehr an Bücher, an Pflug und Pinsel, an ein Gesellenstück, an Werkzeug und Fabrik, ein unvollendetes Drama, zertrümmert wurde ihr Alltag wie morsche Barrikaden, die sie bisher getrennt, da dachten sie nur noch Sturm und dachten Sieg, auch um den äußersten Preis ihres wunderbar jungen Lebens, und daß sie diesen so entscheidungsvollen und schon schier unmöglichen Sieg nur als Brüder erkämpfen könnten! Da halfen sie sich und stützten sie sich und fingen sich auf im Sturz, im Hagel der prasselnden Garben, Hände der Hämmer faßten Hände der Feder in einem letzten Druck, zum Abschied und zum Gelöbnis und einem neuen, köstlichen Beginn!

Das Wunder der Verwandlung hatte sich vollzogen!

Im Untergang der Blüte einer ob ihrer Unzulänglichkeit zerklüfteten Generation keimte und sproßte die Schöpfung für die Zukunft!

Das neue Wesen, der neue deutsche Mensch, geboren aus dem Blut der Kameradschaft, erstanden im Inferno eines ungeheuren Ernstes, emporgebaut aus der Sittlichkeit des Opfers, wuchs aus dem Tod in das Leben!

Seht an! Sie erkannten sich als Wanderer gleicher Art aus einer versinkenden Zeit, allzu lässig vertan, in eine Epoche des Aufbruchs der Nation, des Umbruchs zur Gemeinschaft, um der Gemeinschaft willen, erkannten sich bei den Feuern ihrer Verzehrung als Glieder e i n e s Volkes, als Tropfen in e i n e m Strom, der aus der Tiefe ihrer Adern rauschte, aus dem Gebein der Ahnen in der Scholle der Heimat, aus Vätergräbern und aus Mutterschoß.

Wellen um Wellen dieses ewigen Stromes brandeten gegen das Dorf.

Und zerschellen und vergischten vor dem Wall der Colonials.

Welle auf Welle floß zu in das rote Geschäume.

Da wurde es eine Woge, die durch die Nebel von Langemarck gegen den Himmel schlug, hinan, gegen einen Himmel, der im ersten Schein einer neuen Verheißung erglomm.

Da sangen sie auf der Woge, es schimmerten ihre Stirnen, sangen mit strahlenden Augen, Mann neben Mann, wie sie das Blei in die Knie und auf die Erde zwang.

Und starben mit dem Lied von Deutschland auf den Lippen.

So waren sie berufen.

So waren sie auserwählt.

Und ihre Berufung war, als ein Denkstein an der Straße unseres Volkes zu stehen, durch alle Zeiten, wohin uns das Schicksal auch führt. Ein Denkstein für die Stunden der Gefahr, auf daß sich Deutschland entsinne, daß Stunden der Gefahr auch Stunden der Größe sein müssen, wenn wir sie bestehen wollen.

Langemarck hieß es damals.

Langemarck heißt es noch heute.

Langemarck wird es heißen, so lang eine deutsche Jugend bereit und fähig ist, diejenigen zu lieben, die sich verschwenden und vergeuden können im heiligen Ueberschwang — um dieser Größe willen!

Uebertragen von Lily Woerndörfer

Eines Nachmittags, zur Stunde, wenn die goldenen Schatten länger werden, nahte ein feierlicher Zug mit Musikanten und Gongschlägern an der Spitze und defilierte vor unserem Hause. Eine Braut hatte das Haus ihrer Eltern verlassen und befand sich auf dem Wege zur letzten Zeremonie, mit der ihr Eintritt in die neue Familie gefeiert werden muß.

Ich sage die ‚letzte', denn eine ganze Reihe anderer Zeremonien ging dieser voran. Schenkt man dem Volksmund Glauben, dann lebt ein steinalter Mann mit einem vom Alter gelblich gewordenen weißen Bart im Monde, der die Fäden der Menschenschicksale verknüpft. Grüne und rote, rote und grüne Fäden verschlingt und knotet er, lange bevor die Braut und der Bräutigam das Licht der Welt erschauten. Jedes Kind in China kennt die Sprüche —

„Ehen sind schon in früheren Leben geschlossen"
„Seit fünf Jahrhunderten ist der Knoten geknüpft."

Zunächst wird ein Vermittler — zumeist eine Frau — zu Rate gezogen, und ihre Aufgabe ist es, herauszufinden, ob eine Gegnerschaft zwischen den Tieren besteht, die das Horoskop der beiden jungen Leute regieren, die eine Ehe einzugehen wünschen. Das Leben jedes Chinesen und jeder Chinesin steht unter dem Einfluß und Schutz des Tieres, das sein Geburtsjahr beherrscht. Die Tiere, die den berühmten z w ö l f Z w e i g e n angehören, sind: die Ratte, der Ochs, der Tiger, der Hase, der Drache, die Schlange, das Pferd, das Schaf, der Affe, der Hahn, der Hund und das Schwein. Die Ratte haßt das Schaf, der Ochs kann das Pferd nicht leiden, der Tiger und die Schlange sind sich unsympathisch, während der Hase, feige von Geburt, den Drachen verabscheut; Schwein und Affe harmonieren nicht, und der Hund findet die Einbildungen und Angriffslust des Hahnes unleidlich. Es erscheint mir daher als äußerst vernünftig, ein Wagnis aufzugeben, das schon im voraus verurteilt erscheint, ein Mißerfolg zu werden. Ist hingegen alles in schönster Ordnung, dann gehen die Angehörigen beider Teile sogleich daran, die drei Verträge und die sechs Zeremonien in die Wege zu leiten, die der endgültigen Verbindung des jungen Paares voranzugehen haben. Die Verlobung ist durchaus bindend. Heiratskontrakte werden ausgetauscht, und der Bräutigam schickt ‚ernstes Geld' ins Haus der Braut, mit dem die Aussteuer angeschafft wird. Auch Geschenke schickt er: Haarschmuck aus Gold oder vergoldetem Silber, Ohrringe, Armbänder und Geschmeide aus Jade, wenn es seine Börse erlaubt. Die Braut erwidert die Geschenke, sobald ihr Heiratskontrakt an den Bräutigam abgegangen ist. Es ist überaus wichtig für ihre Selbstachtung, daß Aussteuer und Geschenke, die sie erhält, im richtigen Verhältnis zu den Geldmitteln ihres zukünftigen Gatten stehen.

Der Monat, in dem die Hochzeit stattfinden soll, hängt von dem zyklischen Tier des Mädchens ab. Lebt sie zum Beispiel unter dem Schutz des Hundes, dann muß ihre Hochzeit im Laufe des zehnten Mondes stattfinden. Regiert sie hingegen sein Feind, der Hahn, dann wird die Hochzeit während des siebenten Mondes gefeiert. — Nebenbei bemerkt scheint der siebente Mond im gefährlichsten und wenigst Glück verheißenden Monat des ganzen Jahres. Es ist der Zeitraum, in dem einsame, verwaiste Geister im Weltall umherschwärmen, und nur durch unermüdliche Wachsamkeit und Vorsicht gelingt es, ihren Bosheiten aus dem Wege zu gehen. Eine „Hahnenbraut" muß daher sehr klug und sehr schlau sein.

Dem Bräutigam bleibt es vorbehalten, den Tag der Hochzeit zu bestimmen. Er teilt den Tag seiner Wahl der Familie seiner Braut in einem Schreiben mit, das ‚chia ch'ü t'ieh' genannt wird. Man sagt im Westen sowohl: „Eine Frau heiratet", als auch: „Ein Mann heiratet". Bei meinen Landsleuten ist das ganz anders. Sie sagen: Eine Frau wird ‚chia', und drücken es durch ein Zeichen aus, das aus den Zeichen der ‚Frau' und des ‚Heims' zusammengesetzt ist. Die bildliche Darstellung ist ein Schwein unter einem Dach. Von einem Manne heißt es, „er wird 'ch'ü", zusammengesetzt aus ‚Frau' und ‚Besitzergreifen' oder ‚Fassen', dargestellt durch die Zeichnung einer Hand, die ein Ohrläppchen hält.

Bald nachdem das Schreiben — ‚t'ieh' — abgeschickt ist, treffen die Geschenke des Bräutigams in glänzenden hellroten Behältnissen ein, offene Tröge wie fest verschlossene Koffer, und in einem der Tröge befindet sich immer eine lebende weiße Gans. Die Zeremonie des Geschenkeschickens ist die fünfte der berühmten sechs. Da aber Weiß die Farbe der Trauer ist, wird der Vogel als Emblem der ehelichen Treue mit Rot, der Farbe des Glücks, übermalt. So redet man auch von Hochzeiten als von den „Roten Affären".

Sind die Eltern also von der bevorstehenden Trennung von ihrer Tochter benachrichtigt, dann wird die Aussteuer an die Abgesandten des Bräutigams verausfolgt. Und nun bildet sich ein ganz ungewöhnlicher Zug auf der allgemeinen Fahrbahn: Sessel, Tische, Kasten, Kommoden, — sämtliches Hausgerät führt er mit; ferner Porzellangeschirr, Vasen mit Papierblumen und brennendrote Koffer, angefüllt mit Kleidern aus Seide und Satin und weichen pelzgefütterten Mänteln. Hochaufgeschichtete, gesteppte Seidenbettdecken in allen Farben, ebenso ‚glückbringende Geschenke', wie Blätter des ‚Zehntausendjahr-Grüns' oder rosa Päonienblüten, als Sinnbild des Reichtums, sowie viele andere Gaben, die Wünsche für eine baldige und zahlreiche Nachkommenschaft ausdrücken. Die Kostbarkeit der Geschenke kennt keine Grenze, wenn der Bräutigam aus reichem Hause stammt.

Der Hochzeitszug selbst entbehrt dagegen jeglichen Pomps. Nur der Sessel — eine Art Sänfte —, auf dem die Braut Platz nimmt, ist reich und kostbar ausgestattet. Ein schweres, scharlachrotes Tuch bedeckt ihn, bestickt mit jedem nur erdenklichen Glückssymbol und verziert mit zehntausend funkelnden Metallplättchen, — winzige Spiegel, die ‚böse Einflüsse abblenden'. Der Brautzug bewegt sich unter großem Getöse fort. Trommeln, Zimbeln, Trompeten und anderen Blechinstrumenten entsteigt ein ohrenbetäubender Tumult beglückwünschender Musik; denn die Bewohner aller Stadtteile müssen erfahren, daß es bald eine neue Frau in ihrer Mitte geben wird. Zumeist ist es schon die Stunde der gelb-braunen Abenddämmerung, wenn sie sich dem Hause ihres Gatten nähert; die zopfartig geflochtenen Fackeln flammen auf und riesige Laternen auf hohen Masten tragen in roten Schriftzeichen den Namen des Bräutigams. Die Träger der Laternen mit dem Namen der Braut, die gleichzeitig mit dieser sich von ihrem Wohnhaus aus in Bewegung setzen, machen ungefähr in der Mitte des zurückgelegten Weges kehrt, und in diesem Moment beginnt die wichtigste aller Zeremonien, die der Brautentgegennahme: Rote Visitenkarten mit den Familiennamen von Braut und Bräutigam werden durch gemeinsame Freunde ausgetauscht; die Laternenträger schließen das junge Paar nach und nach ein, bis sie in einem bestimmten Augenblick sich zwischen den Clan der Braut und jenen des Bräutigams drängen und das Mädchen von seiner Familie trennen. In dieser Minute legt sie ihren Namen ab, um den Namen ihres Gatten zu führen.

Wir wollten sehen, wie die Braut aus der Sänfte gehoben wird. Ein Mann, dessen zyklisches Tier mit den Schutztieren des jungen Paares in gutem Einvernehmen lebt, war eben dabei, einige Raketen abzubrennen, als wir hinzukamen. Und als man das rote, ganz in Scharlachrot gehüllte Mädchen aus der Sänfte hob, hielt man ihr ein Sieb über den Kopf, denn, wie bekannt, läßt ein Sieb nur Glück und Freude durch sein enges Maschennetz. Man trug sie über die Schwelle ins Haus, wo in einem Vorraum ein Holzkohlenfeuer brannte, und als erstes mußte sie ihren Fuß auf einen Sattel stellen, der unmittelbar neben der Türe lag. In der chinesischen Sprache sind die Worte ‚Sattel' und ‚Friede' Synonyme, und so gilt der Sattel als Sinnbild häuslicher Harmonie. Der nächste Programmpunkt spielte sich vor einer Gedenktafel ab, als dem geistigen Sitz von „Himmel, Erde, den drei Sphären des Seins (Himmel, Welt und Gewässer), der zehn Weltgegenden, der zehntausend Genies und des Herrschers des Alls". Vor der Tafel verbeugte sich das junge Paar bis zur Erde, um diese Huldigung vor den Tafeln seiner Ahnen, vor jenen des ‚Herrschers über den Küchenherd' und noch vor vielen anderen zu wiederholen. Zwei durch eine rote Schnur verbundene Kelche mit Wein wurden ihnen gereicht, und dann entschleierte der junge Ehemann sein Gemahl. Er nahm ihr das schwere, scharlachrote Tuch vom Kopf und teilte den Schleier aus Perlengehängen, der ihr von der Stirne hing, und damit blickte er ihr zum erstenmal frei ins Gesicht. Die Hochzeitszeremonie war zu Ende . . .

Die größte Angst der neuen Frau ist ihre „ehrenwerte Schwiegermutter", deren Wort Gesetz im Hause des Sohnes ist. Sie kann sehr freundlich mit der Schwiegertochter sein. Aber — sie kann ebenso gut das genaue Gegenteil davon sein, wenn es ihr beliebt. Ob gut, ob böse, die Schwiegertochter hat ihr ehrerbietig und gehorsam zu dienen.

Eine Neuvermählte verläßt ihr Zimmer nicht vor dem dritten Morgen nach ihrem Hochzeitstage. Da steigt sie zum erstenmal in die Küche hinab, — um das Mahl zu bereiten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Dort, wo der Rhein die sanft hinschwingende Rheinebene verläßt, wo rechts Rüdesheim liegt und links des Stromes Bingen und die Nahemündung grüßen, auf der Gebirgsstrecke zwischen Rüdesheim und St. Goar, ändert er plötzlich auch seinen Charakter. Nicht ist er mehr der geruhige, auf seinem Rücken in geduldigem Gleichmut schwere Lasten tragende Strom, hier wird er fast zum ungestümen Gebirgsfluß. Mit reißender Gewalt und mit ständig wechselndem Stromfall windet er sich hier über die stark zerklüftete, von Bänken und Klippen durchwachsene Flußsohle, strömt kataraktähnlich zwischen den steilen Felswänden durch, auf denen der Winzer seiner mühevollen Arbeit nachgeht.

Auf dieser Strecke voller Gefahren ist es auch, wo sich der Schifferbaas, der sich von Dordrecht oder Antwerpen bis nach Mannheim mit seinem „Knecht" getreulich in die Arbeit des Steuerns teilt, von seinem königlichen Stand am „Ruder" seines Schleppkahns verdrängt sieht. Zwar ist er von klein auf damit vertraut, aus den Strömungslinien und der Wasseroberfläche auf die Beschaffenheit des Flußbetts zu schließen. Er weiß auch um die Bedeutung jedes kleinen Bachdeltas und um die Breite seiner Ablagerung, er weiß, daß der Schuttkegel der Nahemündung beispielweise den Strom in bestimmter Richtung abdrängt. Dennoch räumt er hier gern seinen Platz dem erfahrenen Lotsen ein, weiß er doch zu genau, wie oft schon auf den tückischen „Rotsen" des Rheinbetts dieses oder jenes Schiff aufgelaufen ist.

Und die Schiffer wissen um die Grenzen ihres Könnens und sind nicht vermessen genug, ihr Schiff selbst an der Loreley vorbeizusteuern, obwohl sie kein Gesetz dazu zwingt, in St. Goar einen Lotsen an Bord zu nehmen. Denn das Schiff ist des Schiffers Haus und Heimat, ist seine Existenz und ist auch der Inhalt seines Lebens. Sein Schiff, auf dem ihm die kreißende Mutter das Leben schenkte, auf dem seine schweigende Lebensgefährtin wohnt, die auch zuweilen mit harten Händen in die Speichen des Ruders greift, wenn die Not es gebietet, von dem aus manche seiner Liebsten den Weg vom Strom des Lebens zu den stillen Fluten der Unterwelt gingen. Dieses Schiff, den Inbegriff seines Erdendaseins, setzt der Rheinschiffer nie aufs Spiel.

Da stehen sie nun, die sehnigen, untersetzten, breitschultrigen Männer in der kurzen Schifferjacke und der keck nach hinten gezogenen blauen oder weißen Schirmmütze. Ihre Gesichter haben Sonne und Wind gebräunt, hat der Rauch aus den Schiffsschloten gebeizt. hat die scharfe Ausschau nach Wasser und Stromschnellen und dem Kurs des Vormanns zu strengen Falten zusammengekniffen. Plaudernd und rauchend stehen sie in Gruppen am Saum der gepflegten Anlagen von St. Goar, wartend darauf, daß der nächste Schleppzug um die Ehrentaler Ecke biegt. Zumeist wissen sie schon fast auf die Stunde um die Ankunft. Und dieses Wissen ist wichtig, denn jeder der wartenden Lotsen hat, zumeist schon von seinem Vater oder Großvater her, seine bestimmten „Kunden", die ihm keiner seiner Kollegen je streitig machen wird. So ist es mit den schweren Kästen der „Vendel" oder „Rab Karcher" oder „Schürmann" oder wie sonst alle die großen Reedereien heißen mögen, die Süddeutschland mit dem schwarzen Ruhrgold der Steinkohle, oder mit Braunkohle versorgen. So ist es auch mit dem kleinen „Partikulier", dessen Frau schon eine „Kopje Tee" bereit hält, wenn der Lotse an Bord kommt.

Am steil abfallenden, steinbewehrten Ufer entlang wiegen sich auf den grünen Rheinwellen die Schaluppen der Lotsen. Merkwürdig breitbäuchig diese Lotsenboote, stabiler und gedrungener als die schmalen und langen, sonst auf dem Rhein gebräuchlichen „Schelche". Ein Schleppzug nähert sich fast bis auf einen Steinwurf dem Ufer, Die Schaufeln der großen Seitenräder mahlen die Rheinfluten auf, lassen sie in aufgewühlten, gischtenden, hoch sich türmenden Wellen dahinschießen. Schweigend löst sich eine Anzahl von Lotsen aus der Gruppe der Wartenden. In der Hand halten sie die Briefe, die ihnen der Leiter des „Kontors" dieser oder jener Firma für den Schiffer mitgegeben hat. In wenigen, harten Ruderschlägen sind sie mit dem Boot, das auf den „kabbelnden" Wellen tanzt, an den Schleppkahn heran. Jetzt stößt es mit der Nase an die Eisenwand, dreht sich, von der Strömung herumgerissen, mit dem Bug gegen den Strom, reibt sich knirschend mit der Breitseite an den eisernen Platten. Der Lotse steht hochaufgerichtet in seinem Boot, die Leine in der Hand. Auf dem „Gangbord" des Schiffes ist schon ein Matrose gewärtig, das ihm zugeworfene Seil zu fangen. Es fliegt durch die Luft, mit sicherer Hand geworfen, der Matrose läuft eilends mit ihm zum nächsten „Boller", schlingt es um diesen.

Schon nimmt mit einem gewaltigen Ruck, der den unvorbereiteten Laien in das Wasser schleudern würde, das Lotsenboot die Fahrtrichtung des Schleppzuges an, läßt rauschend vor seinem Bug die Wellen aufschäumen. Der Lotse klettert auf das Gangbord, legt wortlos zwei Finger an die Mütze zum Gruß für die gerade aus der „Ruff" herausschauende Frau des Schiffers, ersteigt nun die Ruderbrücke. Und auch hier sind kaum einige Worte gewechselt, da hat der Lotse sich schon in die Speichen des Ruderrades gestemmt, beginnt mit seiner Arbeit, die seine schärfste geistige Konzentration erfordert, die aber auch in ihrer körperlichen Schwere bald schon den Schweiß von seinem rotglänzenden Gesicht perlen läßt.

Nun zieht in langsamer Fahrt Schlepper und Schleppzug zu Berg. Schon an der nächsten Krümmung des Rheines kann das Verderben lauern. An der nächsten Krümmung kann ein Schleppkahn zu Tal treiben, dessen Schleppseil an den bissigen Felsen auf dem Grund des Rheins durchgescheuert wurde, der nun das schmale Wasser mit seiner ganzen Breite sperrt. Aber nicht unvorbereitet treffen den Lotsen diese Gefahren. An den Wahrschaustationen am „Kammereck" und wie sonst die Stellen heißen mögen, an denen die Häuschen über den Strom hinauslugen, hängen rote und blaue und weiße Flaggen. Mit ihnen signalisieren sie dem Schiffer den genauen Stand der Schiffsbewegungen auf der gefährlichen Strecke zwischen St. Goar und der Kauber Pfalz. Sie sagen ihm, ob die Fahrstrecke frei ist oder gesperrt, melden ihm genau, ob ein einzelnes Güterboot oder ein Schleppzug oder gar ein Floß talwärts kommt. So mag es sich ereignen, daß der Schleppzug mitten auf der Strecke abstoppen muß, eine nicht ungefährliche Situation. Dann erteilt der Lotse hastig den Matrosen einen Befehl. Der Schleppstrang muß an dem „Brittelring" „aufgezeist" werden, d. h., das Seil, das den Schleppkahn mit dem Nachfolger verbindet, wird verkürzt. Das Manöver hat den Zweck, bei dem Stoppen der Kähne ein Schleifen des Stranges über den felsigen Boden möglichst zu verhindern, damit die Trosse beim Anziehen des Schleppers an dem harten Felsen nicht zerreißt.

Mit scharfem Auge späht der Lotse über das Steuerrad hinweg nach dem Kurs des Schleppers und der vor ihm liegenden Schleppkähne. Die Fahrbahn ist schmal. Der heiße Sommer und die fehlende Winterfeuchtigkeit haben die Tiefe des Flußbetts um Meter verringert. Die verborgenen Riffe sind dem leicht verwundlichen Schiffsrumpf nähergerückt. Da kann jeder Meter zu weit rechts, zu weit links das Schiff und seine Ladung gefährden.

Weit voraus liegt das alte Rheinstädtchen Oberwesel. Vom hohen Turm an der Hafenspitze blinkt ein Licht, daß die Bahn frei ist. Noch passiert der Schleppzug die „Sieben Jungfrauen", die mit ihren felsigen Köpfen über das Wasser ragen und die Fahrbahn auf weniger denn hundert Meter verengen. Noch legt der Lotse mit tätiger Hilfe des Schiffers das Ruder hin und her, daß der Kahn fast quer zu der anscheinend von der Strömung gekennzeichneten Fahrbahn steht, noch spritzen hoch am Bug die Wellen, die das Mahlen der Schrauben aufgeworfen hat, dann ist Oberwesel passiert, die gefährlichste Stelle ist überwunden. Der Zauber der Loreley hat Schiffer und Kahn nicht zu bannen vermocht, ungefährdet haben sie die erste Etappe der schwierigen Fahrstraße zwischen St. Goar und Bingen hinter sich gebracht.

Der Lotse wischt sich mit dem Armrücken die Schweißperlen aus dem Gesicht, zieht seine Jacke wieder an und schlürft bedächtig an der Tasse Tee, die ihm die Schiffersfrau gereicht hat. Das ist das Zeichen für den Schiffer, daß der Lotse wieder von Bord gehen will. Er verschwindet für kurze Zeit in seine kleine Wohnküche, kehrt dann mit der Geldbörse in der Hand oder einer Zahlungsanweisung an sein „Kontor" wieder zurück. Wieder legen sich zwei Finger an die Mütze, ein kurzes „Guje Reis"! der Matrose zieht den Lotsenkahn wieder längsseits, dann wirft er das Seil los, das der Lotse auffängt und kunstgerecht an der Spitze seines Bootes aufrollt. Mit ihm haben auch die anderen Lotsen, die den Schleppzug begleiteten, sich wieder in ihre Schaluppen gesetzt, die sie rheinabwärts treiben lassen.

Fest packen die Hände das Steuerrad

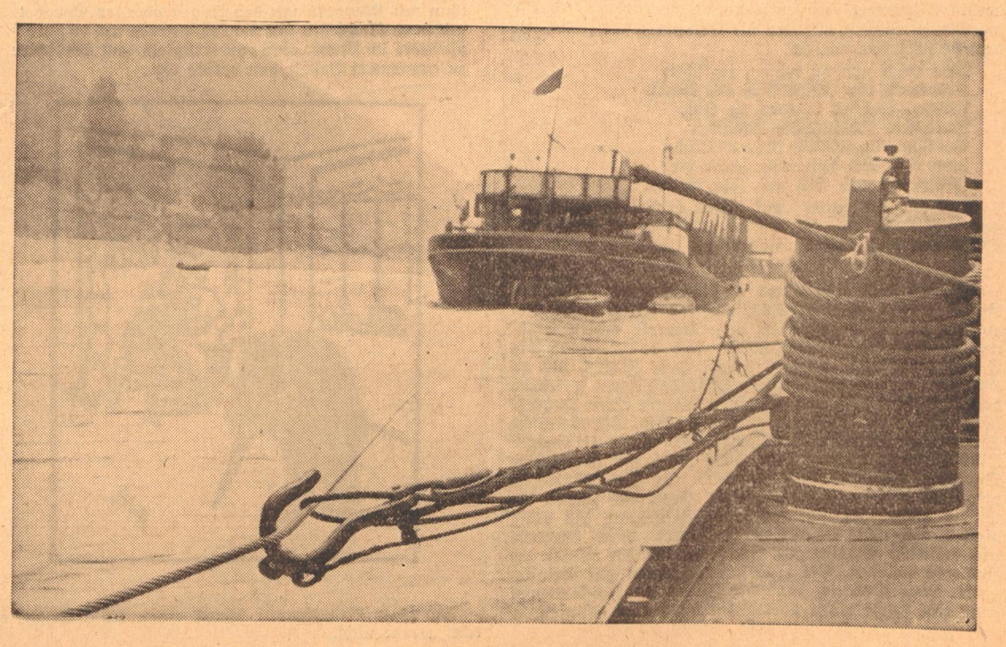
„Kommt Hankel XV noch nicht um die Ehrentaler Kurve?"

So verrichtet der Lotse Tag für Tag, vom frühen Morgenanfang bis zum Sinken des Tages, seine verantwortungsvolle Arbeit. Aber nicht immer lacht die Sonne vom blauen Himmel in das Rheintal hinab, nicht immer erfrischt ihn der Wind und fächelt ihm Kühlung zu. Auch an den Tagen, da der wilde West aus vollen Lungen blasend graue Regenwände aufziehen läßt, daß die Wälder dampfen und das Auge nur Hunderte von Metern weit ausschauen kann, muß der Lotse in seinen Nachen steigen. Und mag er mit klammen Fäusten das Ruderrat ergreifen müssen, mag er auf der Heimfahrt naß werden bis auf die Haut immer, ist er dienstbereit, immer wieder ist er zur Stelle, große Werte sicher durch die gefahrdräuenden Flußengen zu geleiten.

Also so hälts der Lotse von St. Goar auch mit seiner Pflichterfüllung gegenüber seinem Vaterlande. Für ihn war es selbstverständlich, in den Tagen der Schmach des Ruhreinbruchs dem welschen Eindringling den Dienst zu verweigern. Auch er reihte sich in die große Front des passiven Widerstandes ein, er weigerte sich, die ehemals deutschen, durch den Versailler Vertrag unter der Trikolore fahrenden Schiffe mit seinen Kenntnissen zu bedienen, mochte ihm auch die Ausweisung drohen, mußte auch er in die Gefängnisse wandern, auf denen die Triklore flatterte. Und blutet das Vaterland auch heute aus den vielen tausend Wunden, die der Schandvert von Versailles ihm geschlagen, auch der Lotse von Goar trägt heute noch zu seinem Teil persönlich n daran. Heute noch besteht in St. Goar eine französisa Pilotenstation, die von den französischen Schiffahrtsge sellschaften im Jahre 1923 aus ehemaligen französischen Marinesoldaten errichtet wurde, heute noch muß es der Lotse von St. Goar täglich erleben, daß ihm acht französische Lotsen das tägliche Brot beschneiden. Aber alles das kann ihn in seiner Arbeitsfreude nicht beeinträchtigen, kann seiner Dienstbereitschaft nicht Abbruch tun. Er ist und bleibt der ganze und gerade deutsche Kerl, von dem der Dichter der „Eisernen Sonette", Joseph Winckler, singt:

„Näh'r, stoßweis' schnaubend, schaukelt der Koloß,
Stöhnt der Schleppdampfer stromwärts, stromwärts, zitternd,
Spannt sich die Trosse, Boller und Klemm erschütternd,
Und zerrt der Kähne schwarzbelad'nen Troß.
Nacktarmig steht in Seelenruhe da
Ein Kerl am Steuerrad, gespreizt die Beine.
Von Backbord flattert Wäsche auf der Leine,
Gell bellt ein Hund, hell spielt Harmonika . ."

F. J. Kondring.


Der Schleppzug muß halten — die Trosse wird „gebrittelt"

Badisches Schach

Folge 41 — 14. Oktober 1934

Im Kampf um die Westfalenmeisterschaft

waren zuletzt vier Spieler mit gleicher Punktzahl an der Spitze. Die beiden Gelsenkirchener W. Ernst und Klein, der bekannte Bochumer Spieler L. Herrmann und der theoriegewaltige Rogmann bildeten dieses Quartett. Der Papierform nach hätte man auf einen Sieg eines der beiden in vielen Schlachten erprobten Kämpen Rogmann oder L. Herrmann tippen müssen. Es kam aber ganz anders! Der außerhalb seines Verbandes noch wenig bekannte W. Ernst siegte mit vier Punkten vor L. Herrmann und Klein mit je 3 und Rogmann mit 2 Zählern. Rogmann letzter! Das war die Ueberraschung des Dortmunder Kampfes. Offenbar war der bekannte Korrespondenzturnierspieler gesundheitlich nicht auf der Höhe. Schach ist eben nicht nur Wissen, sondern in erster Linie Kampf und nocheinmal Kampf. Wir lassen heute eine Partie aus der 1. Runde des Dortmunder Turniers folgen.

Damengambit

Weiß: L. Herrmann	Schwarz: G. Rogmann
1. d2—d4	Sg8—f6
2. c2—c4	e7—e6
3. Sg1—f3	d7—d5
4. Lc1—g5	Lf8—e7
5. e2—e3	o—o
6. Sb1—c3	Sf6—e4[1])
7. Lg5:e7	Dd8:e7
8. c4:d5	Se4:c3
9. b2:c3	e6:d5
10. Dd1—b3	Tf8—d8[1])
11. Lf1—d3[3])	b7—b6
12. Dd1—c2	g7—g6[4])
13. o—o	c7—c5!
14. c3—c4	c5:d4!
15. Sf3:d4	d5:c4
16. Ld3:c4	Lc8—b7
17. Tf1—d1	Sb8—d7
18. Lc4—f1	Sd7—c5
19. a2—a4[5])	a7—a6!
20 Dc2—b2	Td8—d6
21. Td1—c1	Ta8—c8
22. Db2—a3	De7—e5
24. Ta1—a2	Td6—b7[6])
25. Ta2—c2	Td7—c7
26. f2—f4[7])	De5—e4!
27. f4—f5[8])	b5—b4!

Hier überschritt Herrmann die Bedenkzeit. Die Partie ist aber auch sonst verloren. Auf 28. Db4: entscheidet De3+ nebst Se4!

Anmerkungen nach G. Rogmann

1. Dieser Springerausfall wurde in den letzen Jahren wenig gespielt, in neuerer Zeit hat sich jedoch erwiesen, daß er zum Ausgleich genügt

2. Es ist hier sehr wichtig, daß Schwarz nicht c6 spielen braucht, denn danach würde Weiß mit c4 in Vorteil kommen. Daher darf Schwarz den Springerausfall nach c4 erst nach der Rochade machen.

3. Der Theoriezug ist hier c4, worauf am besten Sc6! geschieht

4. Vorsichtiger h6, denn jetzt könnte Weiß mit sofortigem h2—h4 einen gefährlichen Angriff einleiten.

5. Die einzige Chance von Weiß ist unter günstigen Umständen zu dem Vorstoß a4—a5 zu kommen.

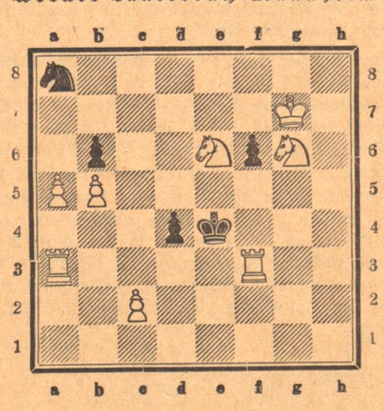
6. Besser sofortiger Se4.

7. Hier läßt Weiß eine witzige Remismöglichkeit aus, nämlich: 26. Lb5:!, a:b 27. Sb5:, Tc6 28. Sd4!. Nach dem Textzug kommt er rasch in entscheidenden Nachteil.

8. Die einzige Rettung bot hier noch Tf2.

Problem Nr. 34

Werner Lauterbach-Mannheim



Matt in 3 Zügen

Der Südgau des Schachkreises Mittelbaden veranstaltet vom 13. bis 21 ds. Mts. eine großzügige Werbeaktion. Großmeister Bogoljubow ist einer Einladung der Schachgesellschaft B.-Baden gefolgt und wird in Rastatt, Gaggenau und B.-Baden eine Reihe von Vorstellungen geben (Simultanspiel, Vorträge, Blindspiele und Beratungspartien). Auftakt: Ein Vortrag Bogoljubows vor Schulvorständen und Lehrern über Aufbau, Zweck und Ziel des Schachs am 13. Okt. nachmittags 4 Uhr im Schwarzwaldhof (Baden-Baden).

Kuriositäten der Vergangenheit

Von Walter Jentzsch

So manches, was in früheren Zeiten als Selbstverständlichkeit galt, mutet uns heute recht eigenartig an, z. B. wenn wir hören, daß im 17. Jahrhundert das Baden in der See streng verpönt war. Das Baden im Meere galt sogar als gefährlich und sündhaft, so daß in einigen Orten, die an der See lagen, Verbrecher zur Strafe in das Wasser gestoßen wurden, worin man sie längere Zeit beließ.

Besondere Feindschaft gegen das Baden und Waschen des Körpers bestand am Hofe Ludwigs der Vierzehnten, des „Sonnenkönigs", an dessen Körper seit seiner Kindheit kein Tropfen Wasser gekommen war. Auch die Königin Elisabeth von England (1533—1603) soll sich nur höchst selten mit Wasser gereinigt haben. Zeitgenossen berichten, daß ihr Körper wie der eines Leichnams gerochen habe und daß man den Geruch durch die stärkste Kleidung hindurch verspürte.

*

Das Tollste wurde in der „guten alten Zeit" im Essen geleistet! Da rüstete zu Ende des 15. Jahrhunderts der biedere Bäckermeister Hans Grundlinger in Augsburg seinem Töchterchen den Hochzeitsschmauß, der eine volle Woche dauerte. Nicht weniger als 270 Gäste waren geladen und alle nahmen auch an der Hochzeitsfeier teil. Außer süßem Gebäck und Brot wurde von den eßlustigen Gästen „zu etzlicher Beschäftigung des begehrlichen Magens" verzehrt: 20 Ochsen, 46 Kälber, 95 Schweine, 49 Lämmer, 30 Rehe und Hirsche, 500 Hühner, 800 Gänse, 900 Würste und einige tausend Fische, „gebraten und gedörret."

*

Im Jahre 1471 fühlten sich sechs Leipziger Schusterknechte von den Studenten beleidigt, weil ihnen diese zu hohe Arbeitslöhne bei der Verfertigung von Schuhwerk vorwarfen und weigerten sich, für die Studenten „fürderhin Schuhwerk anzufertigen und zu reparieren". An die Studentenschaft richteten die Schuster einen Brief, in dem sie schrieben, daß sie

„tun kund und zu wissen, jeglichen
Studenten der Universität der Stadt
Leipzig, welches Wesens sie sind,
Doktoren, Lizentiaten, Magister,
Bakkalaurii, geistlich oder weltlich,
jung oder alt, klein oder groß, die
Feinde worden sind und sein wollen."

Was die Studenten auf diesen erschröcklichen Brief geantwortet haben, ist leider nicht bekannt geworden. Der Streit fand aber ein unblutiges Ende.

*

Wer sich früher Geld lieh, mußte die unverschämtesten Zinsen zahlen. Besonders schlimm sah es in dieser Beziehung im 13. Jahrhundert aus. Damals hatten Geldwechsel- und Darlehnsgeschäfte fast ausschließlich die Juden inne. Sie nahmen derart hohe Zinsen, bis zu 1000 Prozent und mehr für ein Jahr, daß ihnen Friedrich der Streitbare 1244 in ihrem Privilegium einen Jahreshöchstzinssatz von 178⅓ Prozent vorschrieb. Der rheinische Städtebund versuchte im Jahre 1255 einen geringeren Zinsfuß durchzusetzen: kein Jude sollte für kurzfristige Darlehen mehr als 43⅓ Prozent, für Jahresdarlehen mehr als 33⅓ Prozent nehmen. Erklärend fügten die Städte hinzu, daß sie eine solche Festsetzung für nötig hielten, weil „die christlichen Wucherer" durch kirchliche und weltliche Strafen zur Rückerstattung der Zinsen gezwungen würden. Die Juden aber hätten ein Privilegium. Man fürchtete, daß die Juden ihr Zinsmonopol ohne eine solche Taxe übermäßig ausbeuten könnten.

*

Arg erregt wurden die Gemüter unserer Vorfahren durch das Erscheinen von Kometen, der „geschwänzeten Sterne". Wo immer sich ein Komet zeigte, herrschte der gräßlichste Schrecken. Die Massenhysterie zeigte sich in ihrer schönsten Blüte. Der Chronist Wolfgang Hildebrand gibt ein Sprüchlein wieder, nach dem

„achterlei Unglück entsteht,
wenn in der Luft erscheint ein Komet,
viel Krankheit, Fieber, Pest und Tod;
schwere Zeit, Mangel und Hungersnot,
groß Hitze, dürre Zeit, Unfruchtbarkeit,
Krieg, Raub, Mord, Aufruhr, Neid und Streit;
Frost, Kälte, Sturmwetter und Wassersnot,
viel hoher Leute Abgang und Tod."

Sogar noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts glaubte man an die Schädlichkeit der Kometen. Da empfahl ein englischer Arzt namens Forster, daß man die Brunnen verdecken solle, damit sie durch die unheilvollen Ausdünstungen der Kometen nicht verunreinigt würden. In einer englischen Zeitschrift wurde allen Ernstes erklärt, daß durch den bösartigen Einfluß des eben am Himmel erschienenen Kometen die Insekten blind wurden und die Frau eines Schuhmachers in London vier Kinder auf einmal bekam, als sie den Kometen betrachtete.

Die Kiebitze beim Kartenspiel waren auch in früheren Jahrhundert, das sich mehr als unsere Zeit mit dem Kartenspiel vergnügte, nicht beliebt, wie eine „newe Straffordnung", welche durch die Berliner Gastwirte im Jahre 1583 ausgehängt wurde, beweist. Es heißt in derselben:

„Wer dem fleißigen Schüler über die Achseln gucket, also daß ihm eine heiße Angst wurdt, den soll man bald verjagen und heußt ihn ein Kiebitz. Wer aber die Karte von zween Spielern beglotzert hat, und kömmt ihm eyn lüstlein eynem etwas kundt zu thun mit Klappern mit den Augen oder, er schwatzet mit dem Maul, den soll man pönitieren um 30 gute pfennige in Müntz oder eyn Krüglein voll Maltzbier zu gemeynem Besten, dan verjag ihn.

Sie (zum Bräutigam): schnell einen Kuß, Schatz, er kuckt gerade nicht.

Rätselecke

Bilderrätsel

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a a an an ar bin chen chiv da der di dy dys e ei el en gau gen go ke ko kur laub let lis mei mik na nar nas ne ne ne ni o pe pel pir re ri ri ri ro sau se se sen seus si si spi sund te to trom tü tus ul un wal zi sind 22 Wörter von nachstehenden Bedeutungen zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch des Führerstellvertreters Rudolf Heß ergeben. Die einzelnen Wörter bedeuten

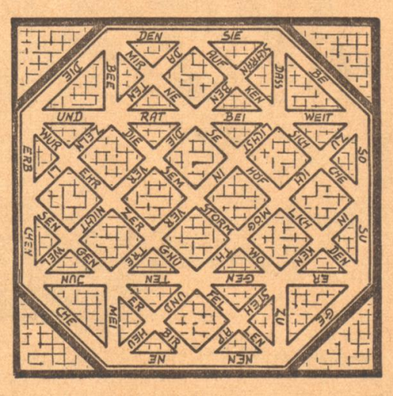
nordischer Erzähler,
Oper von Lortzing,
ehemals deutsches Gebiet,
Mädchenname,
Stadt in Italien,
Schiffssignal,
Siegerehrung,
Südfrucht,
Alpenblume,
Stadt an der Lahn,
deutsche Universitätstadt
griechische Sagengestalt,
Musikinstrument,
griechischer Philosoph,
Betäubung,
schweizer Kanton,
Sammlung,
Oper von Verdi,
Männername,
Bewegungslehre,
Insekt,
alkoholische Flüssigkeit.

Zahlenrätsel

An die Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß Wörter von angegebener Bedeutung entstehen. Die Anfangsbuchstaben ergeben von oben nach unten gelesen einen deutschen Kriegsdichter.

1) 1 — 9 — 5 — 3 — 2 — 10 — 11 deutscher Dichter,
2) 2 — 12 — 5 — 6 — 9 — 13 — 2 Erdteil,
3) 3 — 9 — 10 — 11 — 2 — 14 Stadt am Bodensee,
4) 4 — 9 — 6 — 15 — 9 — 4 — 16 Begründer der deutschen Seemacht,
5) 5 — 10 — 16 — 9 — 2 — 10 Alpenblume,
6) 6 — 17 — 5 — 9 — 10 deutscher Strom,
7) 7 — 5 — 11 — 5 — 6 Schreibutensil,
8) 3 — 3 — 18 — 19 — 11 Schiffahrtsgesellschaft,
9) 5 — 12 — 11 — 5 — 10 deutsche Hafenstadt,
10) 8 — 2 — 20 — 5 — 6 Männername.

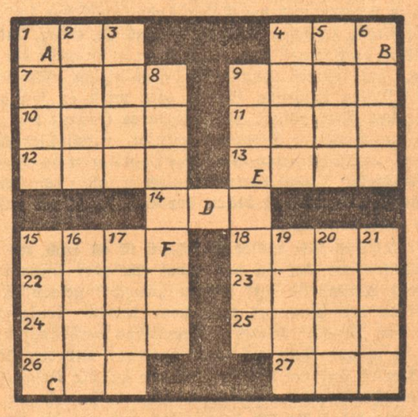
Freundliche Mahnung



Die Wege des Irrgartens sind in einem Zuge zu durchwandern.

Bei richtiger Lösung ergibt sich ein Scherzgedicht und sein Verfasser.

Kreuzworträtsel



Auflösungen

Einschalträtsel. Lehne — Sofia — Paket — Leder — Streich — Trier — Lewa — Barett — Adler — Oder = Niederwald.

Bilder-Rätsel. Viel hören, viel schweigen, diese Kunst mach' dir zu eigen.

Kreuzwort-Rätsel. Waagerecht: 2. Bad, 6. Lod, 8. Sodom, 10. Kap, 12. Ida, 13. Arena, 14. Uri, 15. Sorau, 16. Lehar, 18. Adam, 22. Bor, 24. Saul, 27. Ala, 28. Isa, 29. Alt, 30. Messe, 31. Selma, 32. Text, 33. Zahn. — Senkrecht: 1. Bodo, 2. Bor, 3. Ade, 4. Don, 5. Tara, 6. Lissa, 7. Bar, 8. Sau, 9. Mal, 10. Kuh, 11. Pirol, 17. Oos, 19. Dame, 20. Alex, 21. Mast, 22. Bier, 23. Rast, 24. Satz, 25. Alma, 26. Utah.

Rösselsprung. Mögen die Götter dir schenken, so viel dein Herz nur begehret, — Einen Mann und ei Haus, und euch mit seliger Eintracht — segnen! Denn nichts ist besser und wünschenswerter auf Erden, — Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt, — Ruhig ihr Haus verwalten, den Feinden ein kränkender Anblick, — Aber Wonne den Freunden, und mehr noch genießen sie selber. (Homer).

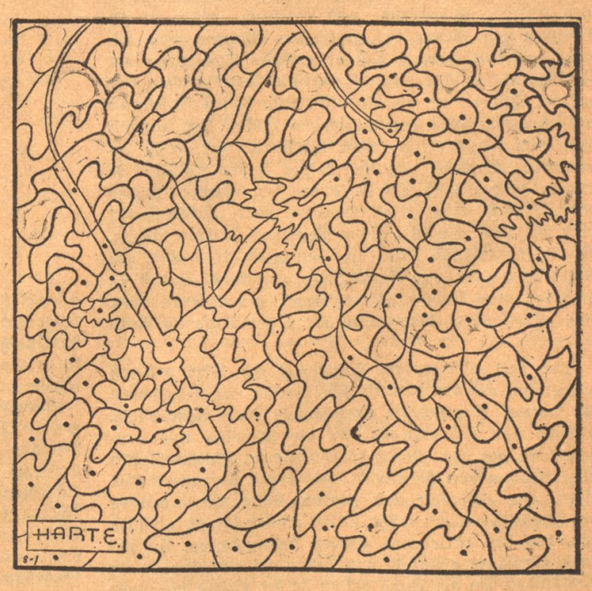
Denkaufgabe. Zwei Väter und zwei Söhne hatten nur drei Fahrkarten. Es waren Großvater, Vater und Enkel.

Silben-Rätsel. 1. Aeneas, 2. Legat, 3. Lektüre, 4. Elemi, 5. Schevening en, 6. Wonne, 7. Ankara, 8. Schlingern, 9. Weisel, 10. Interesse, 11. Reni, 12. Besuch, 13. Emilie, 14. Sikkativ, 15. Indigo, 16. Tennyson, 17. Zeisig, 18. Eldorado, 19. Nordlicht, 20. Inlett. — Alles, was wir besitzen, ist eine Anleihe von Gott.

Lustiges Allerlei

Unser Anschwärz-Spiel

Wir bringen heute unseren Lesern und Leserinnen, vor allem aber auch den Jungen und Mädels einen neuen Zeitvertreib, ein Anschwärz-Spiel. Man nehme einen Bleistift oder eine Tintenfeder und mache die mit einem Punkt gekennzeichneten Felder schwarz. Man erhält dann ein hübsches Bild, das diesmal auf die Frage Antwort gibt: „Was wünscht sich jeder, wenn er fischen geht?"



Oh, diese Kritiker!

1.

Herrn Musikberichterstatter Dr. Krittler, hier.

Sehr geehrter Herr Doktor!

In der Anlage senden wir Ihnen die Abschrift eines uns zugegangenen Schreibens vom Herrn Fabrikbesitzer Kommerzienrat Klobig mit dem Ersuchen, bei ihren künftigen Kritiken derartige Unterlassungen vermeiden zu wollen.

Mit deutschem Gruß
Verlag der Neuesten Nachrichten,
i. A. Streicher, Redakteur für Oertliches.

Abschrift.

An den Verlag der Neuesten Nachrichten, hier.

Ueber das Stiftungsfest des Bürgergesangvereins haben Sie allerhand Nebensächliches gebracht. Davon aber, daß die Mitwirkung der berühmten Sängerin nur dadurch möglich war, daß ich sie in meinem Wagen abholte und ihr in meiner Villa standesgemäßen Unterhalt gewährte, bringt Ihr Kritiker kein Wort. Als Ihr bester Inserent erwarte ich, daß solche Unterlassungen nicht wieder vorkommen.

gez.: Stadtrat Klobig, Kommerzienrat.

2.

Ein halbes Jahr später.

Wohltätigkeitskonzert des Bürgergesangvereins

. . . . . Sämtlichen Solisten war Musikdirektor Klinger ein vortrefflicher Begleiter auf dem „Bechstein", gütigst zur Verfügung gestellt von Herrn Stadtrat Kommerzienrat Fabrikbesitzer Klobig, der auch in genialer Weise die Blätter umwendete.

Volk an der See

Ein Nordsee-Roman von Ferdinand Zacchi

Als der Pastor durch die Sündertür in die Kirche tritt, gefolgt von seinen Konfirmanden, da läßt Küster Jürgen Gerrits die Orgel leise aufklingen im Vorspiel zu einem Morgenchoral. Vor dem Altar, zu Seiten der hohen Kirchenstühle für die Gemeindeältesten, sind zwei Bänke für die Konfirmanden aufgestellt. Der Organist greift fester in die Tasten, der Gemeindegesang braust auf: „Ein neuer Tag, ein neues Leben!" Es folgt die kurze Liturgie, bei der Pastor Martin Grell seinen Teil singt, was vielen seiner Hörer fremd und beinahe peinlich ist. Dem Gebet folgt wieder Singen.

Und nun steht Pastor Martin Grell vor dem Altar, läßt die Gemeinde sich erheben und legt der Predigt dieses feierlichen Tages das kurze Johanneswort unter:

Herr, wohin sollen wir gehen?
Du hast Worte des ewigen Lebens! Amen.

Er läßt eine kleine Besinnungspause eintreten, und dann hält er eine Predigt, von der er erwartet, daß sie über ein Leben hinreicht. Und als er zum Schlusse kommt, da hebt er die Stimme:

„Heute verlangen wir von unseren lieben Konfirmanden zum erstenmal das Bekenntnis. Sie legen vor ihrem jungen Gewissen zum erstenmal den Treuschwur zu unserer Gottesgemeinschaft ab. Sie empfangen bewußt zum ersten Male das heilige Abendmahl. Das ist eine ungeheuer große Sache! Wer glaubt, diesen Eid nicht halten zu können, der darf ihn nicht ablegen, der isset und trinket sich selber das Gericht... Das Brot ist sein Leib, und der Wein ist sein Blut aus dem Neuen Testament. In dieser Darstellung der ewigen Dinge, in diesem Bekenntniswort müssen wir den Glauben finden, der not ist für unser armseliges Menschenleben. Der Ewige sendet Leid und Freude, Licht und Schatten, Schönheit und Grauenhaftigkeit, Arbeit und Feierstunde. Der Weg läuft durch alle Wirrnisse des Lebens. Sein Wort ist ewig. Amen."

Und da sitzen nach dieser Predigt viele im alten Gotteshause von Sandhörn mit andächtigen Gesichtern. Das war alles ein wenig fremd und neu, was der Pastor da gesagt hatte, aber es war doch wohl richtig. Ein wenig unheimlich war das mit dem Abendmahl immer gewesen. Aber es könnte was dran sein, und wenn es zum Sterben ging, war es doch ein Trost.

Auf den beiden Bänken vorne am Altar aber sitzen zehn Inselkinder mit klopfendem Herzen. Eigentümlich feierlich und beklommen ist ihnen zu Sinn. Sie hören aus traumhafter Ferne den Orgelklang herübersingen. In diesem leisen Klingen erheben sie sich fast unbewußt und treten zur Einsegnung an den Altar heran.

Erst die Mädchen. Sie sprechen das Glaubensbekenntnis, und dann segnet der Pastor sie einzeln: Wiebke Peters und Ingke Jappen und Kerrin Knudten und Metje Hansen und Maren Melffen. Jede von ihnen bekommt einen Bibelspruch mit. Und dann treten die Jungens vor zu derselben feierlichen Handlung: Claus Rörden, Gerd Boysen, Arfst Jepken, Fiete Wollbieter und Harald Haraldsen. Unter dem leisen Getön der Orgel gibt der Geistliche nun zuerst den Konfirmandinnen das heilige Abendmahl. Als sie sich erhoben haben, knien die Knaben nieder zum Empfang der Sakramente. Der Geistliche geht in dem Wort der Schrift von einem zum andern mit der Hostie. Harald ist in der Reihe der letzte, und nun geschieht für Pastor Martin Grell aus Hohenhewen das Unerhörte, Unfaßliche, daß dieser Konfirmand das Brot nicht nimmt! Den Pfarrer sehen zwei große Kinderaugen an — — todtraurig, bittend, und auch wieder anklagend, unsagbar ernst...

Was ist das — — was ist das?! Pastor Martin Grell wird unsicher; er will etwas sagen, leise und unauffällig — — aber diese Kinderaugen machen ihn wehrlos, stumm und erschrocken. Er geht zurück und nimmt den Kelch. Einmal, zweimal, dreimal, viermal sagt er: „Nehmet hin und trinket, das ist mein Blut, das für euch vergossen wird, spricht der Herr Jesus, unser Heiland..." Und er sagt das übermenschlich geheimnisvolle Wort auch zum fünften Male vor dem blassen Gesicht des letzten knienden Knaben — — obwohl er weiß, daß der Mund sich nicht öffnen wird, und zwei stumme Augen ihn ansehen werden, daß er es nicht vergessen kann, solange er lebt...

Die Orgel braust auf, die Gemeinde singt das Halleluja, die Eingesegneten treten zurück vom Altar, der Geistliche steht zwischen den brennenden Kerzen — alles ist, wie es sein soll. Aber da sind zwei in der Kirche, die wissen es anders. Harald Haraldsen ist ganz schmal und weiß im Gesicht; Pastor Martin Grell spricht den Segen mit ausgebreitetem Arm für die stehende Gemeinde — — aber seine Augen sind geschlossen, denn ihn durchschauert zum ersten Male die Ahnung, daß es hier Dinge gibt in der Sorge um Seelen, Dinge, deren man nicht Herr wird.

Am Nachmittag geht Pastor Martin Grell in die Häuser der Konfirmanden, um den Eltern die Glückwünsche zu sagen und hier und da ein Wort mit ihnen zu reden über die Zukunft der Kinder. Er ist auffallend still und ernst. Von dem Wein, der ihm überall vorgesetzt wird, nimmt er nichts. Als er auf den Hof der Haraldsen kommt, ist dort kein Unterschied zu erkennen in der Feier gegenüber den anderen. Der Pesel ist voll von frohen Menschen, die gekommen sind, den Tag festlich mit zu begehen. Nur als der Geistliche dem Konfirmanden selbst die Hand gibt, spürt er wieder den Druck des Erlebnisses, das ihn fast umgeworfen hätte in einem Augenblick, wo die ganze Gemeinde ihn angesehen. Er fühlt, daß hier eine Auseinandersetzung bevorsteht, der die beiden Beteiligten nicht aus dem Wege gehen können. Um der Stunde die Feierlichkeit nicht zu nehmen, zwingt er sich aber, gleichmütig zu sein. Er redet mit dem Vater über die Aussichten im Bauernstande, und als er merkt, daß Heme Haraldsen auch bei diesem Gespräch einsilbig und zurückhaltend wird, steht er auf und verabschiedet sich. „Ich möchte, daß Harald in den nächsten Tagen einmal zu mir käme," sagte er und geht damit aus der Tür.

Vierzehn Tage nachdem reißt der junge Mensch sich heraus aus der quälligen Not des Herzens, die ihn bedrängt und bedrückt, seitdem er mit den anderen vorm Altar gestanden hatte. Es muß ins Reine kommen, es muß klar werden, denkt er. Er geht durch den hohen Tag hinüber zum Pastorat mit einer gefaßten Ruhe, obwohl er weiß, daß hier einer von ihm Rechenschaft fordern wird mit der ganzen Strenge des Amtsverwalters. Es muß klar werden, denkt er nur immer, und er findet in diesem einfachen Vorsatz die Kraft und den Mut zu dem schweren Gang, der Tag und Nacht wie ein drohender Schatten vor ihm gestanden.

Harald sitzt im selben Stuhl, in dem vor drei Wochen sein Vater saß. Seine Augen wandern auch durch den großen Raum mit den schweren Möbeln. Er bewundert den breiten Bücherschrank mit den vielen Büchern. Er sieht aus dem Halbdunkel der einen Wand das Uhdebild „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast", und seine Sinne erfassen die natürliche Religion in diesem Gemälde. Er sieht auf dem Schreibtisch die schwere Handbibel liegen, aufgeschlagen, und dann sieht er auch das Kruzifix. Und da ist es ihm auf einmal, als hebe der Gekreuzigte langsam sein Haupt und sehe ihn an mit einem unendlich lieben und gütigen Gesicht. Harald Haraldsen fährt sich mit der Hand über die Augen, denn er ist verwirrt und erschrocken zugleich bei dieser Vision. Als er nun genauer hinsieht, da hängt das Haupt mit der Dornenkrone still und leblos und karfreitagstraurig am gebrochenen Körper, und er weiß, daß alles Einbildung war. Aber er kann die Erscheinung nicht so rasch abtun, und er sitzt noch mit ins Leere blickenden Augen, als der Pastoreintritt.

„Bleibe sitzen, Harald", sagt dieser mit ungewöhnlicher Milde in der Stimme, geht zum Kleiderständer in der Ecke, hängt den großen schwarzen Schlapphut dort auf und kommt dann zu dem Wartenden, ihm beide Hände hinhaltend. „Geht es Vater und Mutter gut, bist du gut in das Leben der Großen hinübergekommen, Harald?", fragt er weiter. Und ohne die Antwort zu beachten, geht er dann um den Schreibtisch herum, setzt sich dem Jungen gegenüber und sieht ihm voll ins Gesicht. Darin ist nichts von der stummen Not, die am Sonntag Palmarum aus den Kinderaugen kam. Und da weiß Pastor Martin Grell, daß er nun frei und ohne Umschweife mit dem Knaben reden kann über die Sache, die ihn selbst beinahe aus der Bahn geworfen hätte.

„Harald," sagte er ganz ernst und langsam, „Harald, du hast mich sehr traurig gemacht. Noch nie, solange ich denken kann, ist es vorgekommen, daß ein Konfirmand das heilige Abendmahl verweigert hat im Angesichte Gottes." Er macht eine kleine Pause, und als der Junge nichts antwortet, fährt er fort: Aber es ist nun Osterzeit"

Da hebt Harald Haraldsen die Augen und sagt: „Herr Pastor, ich kann das nicht glauben mit dem Brot und Wein. Ich habe mich entsetzt bei dem Gedanken, und ich wollte mir nicht selber das Gericht essen und trinken."

Pastor Martin Grell ist weiß im Gesicht geworden. Er sucht nach einem Wort, und dann sagt er: „Aber Harald, so wörtlich ist das doch nicht zu nehmen; der Herr hilft uns in allem, seine Gebote zu erfüllen; es ist Osterzeit . . ."

„Ich kann das nicht glauben", wehrt sich der Junge wieder, und auf einmal bricht er in ein heftiges Weinen aus, legt den Kopf auf die Kante des Schreibtisches und läßt seiner Not und seinem Zorn ungehemmt im wilden Schluchzen freien Lauf.

Da steht der Pfarrer auf, beugt sich über den Weinenden, streichelt ihm das Haar und sagt: „Nun wollen wir einmal ganz still miteinander beten; der Herr Jesus wird uns helfen." Neben dem weinenden Knaben kniet Pastor Martin Grell nieder und betet langsam das Vaterunser. Die sieben Bitten gehen schwer und feierlich über die zusammengesunkene junge Gestalt hinweg. Dann richtet der Pfarrer den Knaben behutsam empor und will ihm noch ein frohes Wegwort mitgeben. Aber er verstummt vor dem Ausdruck des reinen Kindergesichtes, in dem irgendetwas lebt, vor dem er sich fürchtet.

(Fortsetzung folgt.)

NACHTGEDANKEN

Von Hans Friedrich Blunck

Der junge Bauer ließ das Pferd ausgreifen, der kleine Wagen holperte längs den brüchigen Radspuren im Weg. Ueber den Feldern breitete sich klar und sternfunkelnd der Nachthimmel; Sommer duftete aus allen Hecken und ein Ruch von Fruchtbarkeit lag über Feld und Weite.

Der Mann auf dem Wagen sang. Jungbauerntag war gewesen, aus den vier Dörfern des Kirchspiels hatten sie sich versammelt und hatten hitzig von Acker und Land geredet. Und einige von ihnen, und auch Asmus Ott, hatten in der Herrenstube bis tief in die Nacht gesessen. Der Wein brannte dem Bursch unter der Stirn. Schön war es, in der Herrenstube zu sitzen und mit den Großbauern groß zu tun, verwünscht schön!

Von Haus aus hatten die Otts wohl kein Recht darauf. Ihr Hof war nicht groß und trug nicht viel. Seitdem Asmus Otts älterer Bruder indes die Tochter des großen Bauunternehmers geheiratet und den Hof doppelt ausgebaut und viel Land zugekauft hatte, seitdem der jüngere mit der Schwester der Schwägerin versprochen galt, wurden die beiden Otts vom Wirt wie Herren behandelt.

Der Wind wehte, er trug warmen Korndufft über die Aecker und ließ die Hecken leise schwirren und rauschen. Der Mann auf dem Wagen hielt mit Singen inne, sein Blick schweifte berauscht übers Land. Bald würden ihm, Asmus Ott, auch so viel Felder zu eigen sein, so viele, daß er zwei Knechte nötig hatte, um sie zu bestellen. Wie er darauf wartete! Von frühester Jugend an hatten die Brüder, kleine Bauern, die zwischen den mächtigen Höfen saßen, diesen unbändigen Landhunger gespürt. Sie hatten niemals hoffen dürfen, ihn zu stillen. Dann war der reiche Thießen aus der Stadt in sein altes Dorf zurückgekehrt und, seltsam genug, seine beiden Töchter fielen den Brüdern Ott zu, den schmucksten und tüchtigsten Burschen, aber auch den Aermsten unter den Bauern des Dorfes.

Asmus Ott sah in Gedanken den großen Neubau, der sich an Stelle des alten väterlichen Hofes erhob. Sein Bruder schaltete darin mit der hageren jungen Frau, die immer etwas zu ernst in die Welt blickte. „Jung zu lebendig und alt zu säuerlich", sagten die Leute von ihr. Das Kind der Beiden glich der Mutter und war altklug und spindelfein.

Jetzt wurde ein zweiter Hof gebaut, um deswillen der Wirt Asmus Ott heute schon in die Herrenstube geladen hatte. Und alle Leute taten, als sei er längst mit der Schwester versprochen. War wohl zwischen den Verheirateten auch schon alles abgemacht! Nur er selbst kam nicht zur Aussprache mit dem Mädchen; sie sahen sich, sie redeten miteinander in Freundlichkeit und halber Scheu, aber sie kamen sich nicht näher.

Der Duft des Kornes wurde stärker, Frühtau legte sich über die Felder und feuchtete Rock und Haar. Ein Ruch von Fruchtbarkeit zog vom Land auf, und brennend schön war die Vorstellung, breitwürfig Acker und Flur zu besitzen, wie die Männer in der Herrenstube.

Warum hatte er die Schwester der Schwägerin noch nicht gefragt, warum scheute er sich?

Asmus Ott wußte, woher die Verwirrung kam. Sie hatten auf der Tagung viel geredet, von Volk und fruchtbarem Boden. Von fruchtbaren Menschen hatte einer der Führer danach gesprochen, und es war ein Funke davon in die Hörer gefallen. Jungbauern waren sie und horchten und hörten noch auf das, was andere zu sagen hatten. — Seit der Stunde, wo jener Mann vom neuen Werden gesprochen hatte und von neuem Volk, das aus dem Land aufsteigen sollte, hatte Asmus Ott keine Gedanken mehr von sich zu der andern finden können, hatte er seinen Bruder angesehen, der ohne Erbe blieb — hatte er an eine Rothaarige denken müssen, die mit ihm aufgewachsen war, die am Fischersiel wohnte und ihm an Leib und Lachen seiner Mutter ähnlich schien. Lange hatte er an sie gedacht. vielleicht war es wie ein Verlangen gewesen. —

Es war weit über Mitternacht; der Bursche fuhr bald eine Stunde. Der Mond hatte sich silberweiß am Himmel erhoben und überleuchtete die Felder, daß sie wie Seen zwischen den schwarzen Schatten der Hecken standen. Am Straßenrand lagen Nebel, so dünn, daß sie alles durchsichtig erscheinen ließen und doch wie schwimmender Glanz über den Gräben hingen. Mitunter schrie ein Tier aus der Ferne oder der dumpfe Leib einer Kuh stand auf vor dem Geräusch des fahrenden Wagens.

Der Gedanke an die Fruchtbarkeit der Nächte seines Landes verließ den jungen Bauern nicht mehr. Er mußte an das Geschick seines Bruders denken — waren die Schwestern sich nicht gleich wie Zwillinge?

Sollten nicht auch die Höfe wie Zwillinge werden? Vor seinen Augen wuchs das Dach höher und höher, viel Land rundum hatte der alte Thiessen zusammengekauft.

Einmal, es war schon lange her, hatte Asmus Ott sich mit der Rothaarigen versprechen wollen. Sie waren noch halbe Kinder gewesen, hatten beim Tanzen zugesehen und sich noch nicht selbst hinzugewagt. Damals hatte der Junge Magda nach Hause gebracht; was hatten sie sich in ihrer Dummheit nicht alles vorgenommen! Aber vor der Fischerkate hatte er kehrtgemacht und war davongeschlichen, ihm war unheimlich bei all seinen Plänen geworden.

Asmus Ott lachte, knallte lustig mit der Peitsche und begann wieder halblaut zu singen. Nicht der Wein war es — das war vorbei! Die weiße Dunkelheit wirkte wie ein Rausch auf ihn, sie machte sehnsüchtig nach allem sommerlichen Werden. Er hörte wieder die Worte des Redners nachhallen, sah seinen Bruder und sich, für die auch Geschlecht um Geschlecht aus dieser Erde aufgewachsen war, — so hatte der Fremde gesagt. Seine Augen überschweiften Schatten im Nebel; es sah aus, als seien sie ein Zug Verstorbener, der zu ihm und seinen Kindern kam — jäh, während er zurückblickte, sah er leibhaftig, wie der Zug mit ihnen beiden erlosch. Dafür, daß sie einmal reich geworden waren. Aber der Acker blieb und sein Volk blieb, auch über die Jahre dieses Lebens hinaus.

Wie kam er doch auf solche Gedanken? Der junge Bursch fühlte, die Rede wirkte noch, er sah Land und Volk gestalthaft ineinander gebunden. Der Hof — aber es war sonderbar, das Bild der Herrenstube sank zurück, er vermochte es nicht zu halten.

Und dann scheute das Pferd — ein Schatten wanderte schräg vor seinem Wagen, so daß der Fahrende erschrocken auffuhr. Ein Mädchen ging heim.

„Du Magda? Woher kommst du?"

Ich hab getanzt, Asmus!"

„Ist noch weit bis zum Fischerhaus!"

„Kommt mir nicht drauf an!"

„Und du gehst allein?"

„Ist besser als zu zweit!" lachte sie und warf den Kopf zurück; ihr Haar war dunkel im Mondlicht, die Schultern atmeten im Schreiten.

„Willst nicht aufsteigen, du? Bis zum Fischerhaus bring ich dich!"

Es war, als hätte das Mädchen mit dem Kopf geschüttelt, aber als er die Pferde anhielt, klomm es doch zu ihm. „Wenn das deine Braut sieht, Asmus!"

Er antwortete nicht, er sah sie noch immer erstaunt, fast wie ein Wunder an, das er unter seinen Gedanken erwartet hatte und das nun plötzlich wirklich neben ihm war. Der Hof — ach, was waren das für Worte! — Magda Steen war bei ihm und sah zur Seite, als er sie anrührte. Und der Bursch wußte, sie dachten beide an den Tag, wo er sie zum ersten Mal diesen Weg heimgebracht hatte. Es war schön daran zu denken, er nahm die Hand des Mädchens auf.

„Wenn das die andere sieht, Asmus!"

„Hab keine Braut!"

Sie sah ihn ängstlich in Befremden und Freude an. „Ach ja, du läufst weg, eh man zu Haus ist", sagte sie, und der Schalk brach durch.

Er schüttelte den Kopf, er würde die Hand wohl festhalten. Das war nun einmal so gekommen und hatte vielleicht so kommen sollen?

Plomm spielt Schicksal

Von Hans Langkow

Plomm lag langausgestreckt in der schönen warmen Mittagssonne und lauschte teils auf das Summen einer Fliege, die immer wieder den Versuch machte, sich seinem Kopf zu nähern, teils auf das stockende Gespräch der beiden Menschen da drüben auf der schneeweißen Bank, die hart an der Mauer des von freundlichem grünumrankten Häuschens stand.

Plomm schämte sich nicht im geringsten über dieses Horchen; dergleichen menschliche Gefühle waren ihm fremd, denn Plomm war ein Kater, ein schneeweißer großer Kater, dessen stolze Ahnenreihe direkt auf Hidigeigei, jenen berühmten Kater zurückging, der nach Viktor von Scheffels glaubhafter Angabe die immer noch nicht gelöste Frage aufwarf:

„Warum küssen sich die Menschen?"

In vorliegendem Falle allerdings war, wie Plomm mit Entsetzen feststellte, an eine derartige Tätigkeit durchaus nicht zu denken. Ein Fall, der vollkommen unprogrammäßig verlief, unprogrammäßig insofern als es Plomm in seinem bisherigen Leben gewohnt war, derartige Menschen vom Stamme der „Sommergäste" schon des öfteren auf der bewußten Bank zu sehen. Es war ja in jeder Saison dieselbe Sache, nur immer mit anderen Teilnehmern. „Sie" wohnte gewöhnlich bei der Witwe Bollhagen und „er" bei Peter Kruse, dem Krämer, dem Herrn Plomms. Die beiden hatten nur je ein Einzelzimmer abzugeben. Meist fanden sich dann Junggesellen oder Junggesellinnen ein. Und ehe man sich versah, saßen sie auf der bewußten Bank vor dem Haus der Witwe Bollhagen, erst in sittsamer Entfernung, dann immer näher und näher rückend, und wenn die Saison ungefähr sich ihrem Ende näherte, saßen sie ganz dicht beieinander, verübten allerlei küssende Geräusche und rannten am nächsten Tage spornstreichs zu dem einzigen Uhrmacher des Dorfes, um mit blitzenden Ringen an der Hand rotglühend wieder zum Vorschein zu kommen.

Diese beiden da drüben aber hatten schon sehr dicht beieinandergesessen und nun hockte jedes von ihnen sehr finster auf einer Bankecke. Und so wunderte sich Plomm und hätte sich noch mehr gewundert, wenn er gewußt hätte, daß er der Gegenstand und die Ursache dieses unprogrammäßigen Vorgangs war.

„Und überhaupt, ich mag Katzen schon gar nicht leiden". sagte Fräulein Lotte Riehl und warf den blonden Kopf in den Nacken, „Frau Bollhagen hat ganz recht, diese Tiere sind heimtückisch, falsch, hinterlistig, naschhaft, besonders die Kater — — na, eben wie alle männlichen Wesen."

Gerd Witte biß sich auf die Lippen. So langsam begann es nun auch in ihm zu kochen. Mußte er sich ausgerechnet nun mit Lotte zanken, weil dieser verflixte Kater neulich in die unbewachte Speisekammer der Witwe Bollenhagen eingedrungen und dort die Milch ausgesoffen hatte. Was ging ihn eigentlich der Krach seines Wirtes mit der Wirtin dieses netten Mädels an, das er gerade heute hatte fragen wollen — — — ob — —

„Aber, Fräulein Lotte, lenkte er ein," „Sie sollten doch gerecht sein. Was geht uns eigentlich — —"

„Nennen Sie mich gefälligst nicht immer „Lotte" — — alle seid ihr falsch, man darf euch nicht entgegenkommen, — —" Und ehe er es sich versah, war sie schon von ihrer Bankecke aufgesprungen und im Haus verschwunden.

Gerd sah ihr entgeistert nach. Dann grub sich ihm ein trotziger Zug um die Mundwinkel. Da hatte man nun gedacht — — — aber, das hat man nun von den ernsten Absichten und überhaupt die „Sommerbekanntschaften!"

Er stand auf und ging langsam über den breiten Weg zwischen den beiden Häusern. Vor Plomm blieb er stehen. Allmählich kam ihm der Humor der Sache.

„Plomm du bist ein ganz großer Verbrecher", sagte Gerd sachlich.

Der Kater erhob sich und rieb den Kopf sanft am rechten Hosenbein Gerds. Es war, als ob er ihn trösten wolle. — — —

Ob ich heute Abend wohl mal hinübergehe, dachte Gerd. Nein! Ich tu's nicht, sie soll nicht annehmen, daß ich ihr nachlaufe.

Ich gehe auf jeden Fall heute abend hinüber, dachte Plomm, die Milch neulich, prima — — —

Plomm war ein Kater von Entschluß. Und so schlich er denn gegen die zehnte Stunde verstohlen in das verbotene Revier. Seine gelben Augen spähten begierig nach dem Speisekammerfenster empor. Dahinter war die süße, gute Milch. Hm; wie ärgerlich, — er zog betrübt den Kopf ein — man hatte das Fenster heute von innen zugeriegelt. Bedauerlich, bedauerlich — — immer wieder machte man die böse Erfahrung, daß die Menschen so wenig auf die Interessen der Kater Rücksicht nehmen, wie es sich eigentlich gehörte, denn die Welt war für die Kater da, nicht für diese komischen, zweibeinigen Lebewesen — — das war Plomms feste Weltanschauung — —

Aber, was ist denn das? Da schimmert ja noch Licht — — aha, das ist bei der „sie", die heute so gefaucht hat gegen den „er", der bei Plomm zu Miete wohnt.

Geräuschlos springt Plomm aufs Fensterbrett, hinter dem Rücken Lottes, huscht er ebenso lautlos in's Zimmer.

Plomms Augen leuchten. Ihn interessiert weniger das Mädchen, das da mit nassen Augen sitzt, auch nicht die schmale gelbe Fahrkarte, nicht das Tintenfaß, nicht die Wasserkaraffe, auch nicht der große Topf mit Apfelmus, nichts — — nur die große Schale auf dem Tisch, süße, schöne Milch —

Plomm setzt zum Sprung auf den Tisch an, in diesem Augenblick sieht Lotte Riehl das weiße Huschen, sie schreit nervös auf — — und Plomm springt — zum ersten Male wieder, seitdem er ein erwachsener Kater ist — zu kurz, er hängt mit seiner ganzen Schwere an der Tischdecke, ein Krach und Tisch und Stuhl, Fräulein und Kater, Apfelmus und Tinte, Tischdecke und Wasserflasche, Milch, Wasser, Tinte, bilden ein wüstes Durcheinander.

„Heiliger Bimbam! Plomm — — Lotte — —"

Eine männliche Gestalt schwingt sich durchs Fenster. Gerd Witte ist es, der das halb weinende, halb lachende Mädel aus dem Wirrwarr hervorzieht.

„Meine Fahrkarte — — wo ist denn meine Fahrkarte?" fragt Lotte unwillkürlich.

Gerd blickt finster umher. „Sie" wird unsicher. Schon ziehen sich die Augenbrauen wieder drohend zusammen. Dann ein schallendes Gelächter.

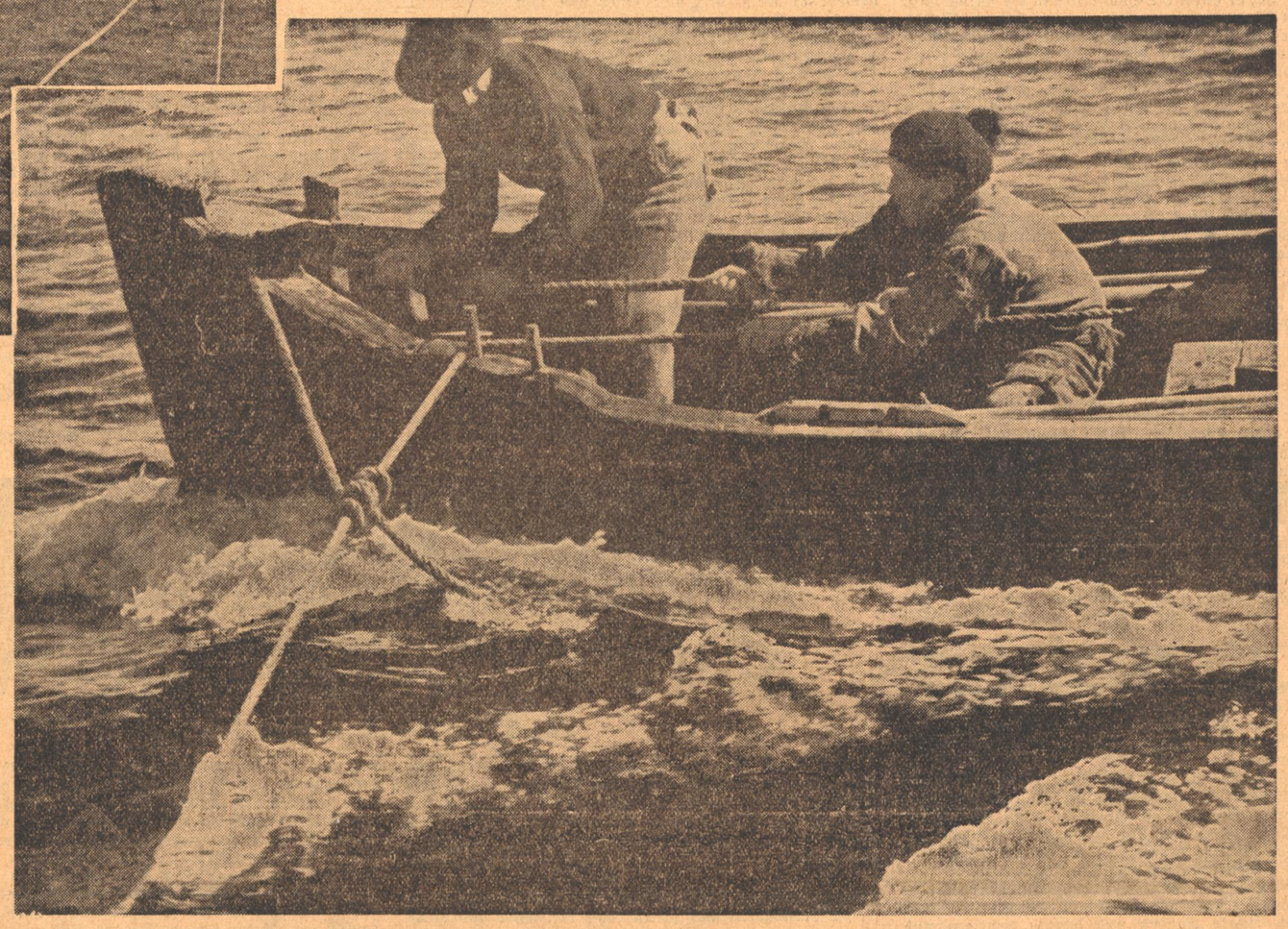
„Plomm!" Ja, Plomm, der sitzt fein zierlich unter den Trümmern und nascht unbekümmert die ausgeflossene Milch auf. Auf seinem Rücken aber klebt wie ein Plakat, festgebackt mit Apfelmus und Tinte, die Fahrkarte.

Im Lachen haben sich die Hände der beiden gefunden.

DIE MÄNNER VON ARAN

Auf den Inseln der Galway-Bay an der Westküste Irlands leben nur wenige hundert Menschen in schwerstem Kampf mit der Natur. Die Männer fahren auf Fischfang, die Frauen bestellen das kärgliche Land. Auf einer solchen Insel hat einer der eigenwilligsten Filmschöpfer, Robert O'Flaherty, der Urheber der weltberühmten Filme „Nanuk", „Moana", „Weißen Schatten" und der Mitarbeiter an Murnaus „Tabu", einen Film vom Meer, den Bewohnern der Insel und vom Fischfang gedreht, der zur Zeit nicht seinesgleichen hat. Zwei Jahre lang lebte Flaherty mit den Menschen von Aran zusammen, bis er all das, was das Leben dieser Leute an stiller Grandiosität und Heldenmütigkeit enthält, so vor die Kamera bekam, daß es Anspruch darauf erheben konnte, eindeutiges, beispielhaftes und dazu filmkünstlerisch gesteigertes Abbild der Wirklichkeit zu sein. Flaherty hat nun nicht etwa in tausend Einzelheiten das Leben vieler Bewohner dieser Insel vor sein Objektiv gebracht, vielmehr, gemäß dem Grundsatz allen künstlerischen Schaffens, wonach es in der Kunst gilt, Unordnung zu ordnen und Vielfalt zu vereinheitlichen, eine einzige Familie: Vater, Mutter, Sohn herausgegriffen und allein mit ihnen den Film vom Dasein des Menschen von Aran aufgebaut. So wie diese Familie, so leben alle anderen, ihre Mühen sind die Mühen eines jeden, den das Schicksal auf diesen Inseln zur Welt kommen ließ. Darum vermag eine Familie beispielhaft zu sein für Wesen und Art aller anderen.

Ein Gaumont-Gainsborough-Film im Universum.



VENEDIG 1934

Ein Rückblick auf die Weltfilm-Ausstellung.

Die zweite internationale Filmkunstausstellung, die am Lido von Venedig stattfand, ist zu Ende. Wenn man bedenkt, daß nicht weniger als siebzehn Nationen, die eine mehr oder minder große Filmindustrie besitzen, an der Filmbiennale teilgenommen haben, wenn man ferner feststellen muß, daß 50 Filme während der Dauer der Ausstellung gezeigt worden sind, so kann man nicht umhin, von einem Nachlassen des künstlerischen und kulturellen Niveaus in den meisten Filmländern zu sprechen.

Um so erfreulicher ist es für die Filmwirtschaft des neuen Deutschlands, daß alle vier gezeigten deutschen Filme die restlose Anerkennung des Ausstellungspublikums gefunden haben und somit das Ansehen des deutschen Films in der Welt erneut festigen konnten. Der starke Eindruck des Filmes „Flüchtlinge" brachte Deutschland den ersten großen Erfolg auf der Filmbiennale. Dann folgte der Karl-Fröhlich-Film „Reifende Jugend", der, dem Beifall nach zu schließen, den Zuschauern ein noch stärkeres Erlebnis vermittelte und zu den Spitzenfilmen der auf der Ausstellung gezeigten Filmwerke gezählt wird. Der Großkulturfilm „Deutschland zwischen gestern und heute" von Wilfried Basse, veranlaßte das Internationale Lehrfilminstitut in Rom, außerhalb des allgemeinen Wettbewerbs eine goldene Medaille zu stiften, mit welcher dieser wirkungsvolle dokumentarische Film ausgezeichnet wurde. Deutschland erhielt damit vor der allgemeinen Preisverteilung eine weithin sichtbare Anerkennung seines kulturellen Filmschaffens. Auch der Svend Noldan-Film „Was ist die Welt?" wurde sehr beifällig aufgenommen und verstärkte dadurch den Eindruck, den das deutsche Filmschaffen auf der Filmkunstausstellung hinterließ.

Und wie sah es mit den Produktionen der übrigen Länder aus? Quantitativ war das Hauptfilmland Amerika natürlich am stärksten vertreten, das mit 13 Großfilmen erschienen war. Leider gehörten hiervon nur sehr wenige wirklich auf eine Weltkunstausstellung, die den Zweck haben sollte, die künstlerischen Kräfte der Filmländer untereinander zu messen. Künstlerisch am stärksten war der Fox-Film „The world moves on", der in der Art des Films „Calvacade" das Lebensschicksal einer Familie in Krieg und Frieden, in Glück und Unglück aufzeichnete. Dieser Film gehört unbedingt zu den Standardwerken der Filmkunstausstellung. Dann folgte, abgesehen von dem Greta-Garbo-Film „Königin Christine", welcher außer Konkurrenz gezeigt wurde, der Wallace-Beery-Film „Viva Villa", das Lebens-Wallaceschicksal des mexikanischen Freiheitshelden Pancho Villa. Auch dieser Film konnte stärkste Eindrücke vermitteln. Von eindringlicher Wirkung war noch ein Kurzfilm von Louis Siegel „Lot in Sodom", der der Filmkunst neue Wege weisen konnte und tatsächlich zu den erfreulichsten Leistungen gehörte. Um so mehr aber enttäuschte der Rest der amerikanischen Biennale-Filme.

Im Vordergrund stand Amerika nur mit den Zeichentrickfilmen von Walt Disney, dem Schöpfer der Micky-Mouse, dessen künstlerische Ideen Entzücken und volle Anerkennung fanden.

Künstlerisch um einige Punkte besser als die amerikanische Konkurrenz waren die Filme der englischen Produktion, an erster Stelle der Robert O'Flaherty-Film „The man of Aran", der den ersten Preis errang. Dieser Film erfüllt in der Tat alle Vorbedingungen, die man an Filme stellen müßte, welche auf einer Filmkunstausstellung gezeigt werden sollen. Eine Spitzenleistung! Gleichfalls von starker Wirkung war ein dokumentarischer Film „Kontakt" von Paul Rotha, der sich mit dem Auf- und Ausbau des Flugwesens befaßt. Weniger groß war die Wirkung der beiden Spielfilme „Das Privatleben des Don Juan" mit Douglas Fairbanks und „Blossom Time".

Erstaunlich blaß waren die Filme französischen Ursprungs. Lediglich der Film „Le Paquebot Tenacity" mit Albert Prejean erinnerte an die großen früheren Erfolge französischer Filmkunst, ohne sie aber nur annähernd zu erreichen. Wirklich erfolgreich war Frankreich nur durch sogenannte „Drei-Minuten-Filme" von Marcel de Hubsch vertreten, die in knapper Kürze interessante Dinge der Wissenschaft, Geographie oder Problematik behandelten.

Nicht viel glücklicher als Frankreich war das Gastland Italien, das einzig mit dem Film „Toresa Confalonieri" einen starken Erfolg erringen konnte und auch den zweiten Preis erhielt. Alle anderen Filme wurden teilweise sogar vom italienischen Ausstellungspublikum abgelehnt.

Neben Deutschland am erfolgreichsten war die Tschechoslowakei, die alle ihre gezeigten Filme siegreich sehen konnte. Den stärksten Eindruck hinterließ das Filmwerk „Ekstase" des Regisseurs Gustav Machaty. Wenn auch oft die Grenze des Unsittlichen streifend, so vermittelt das Werk doch stärkste künstlerische Erlebnisse und zeigt einen hohen Grad künstlerischen Wollens und Könnens. Nicht minder stark in der Wirkung war der auch in Deutschland bekannte Film „Junge Liebe" von Regisseur Josef Revensky, der einen großen Erfolg erzielte.

Die sowjetrussische Filmindustrie war durch mehrere Filme auf der Ausstellung vertreten und zeigte weitere vor einem geladenen Zuschauerkreis. Der Film „Nächte von St. Petersburg" vermochte durch künstlerische Konzentration das Langatmige der Handlung vergessen lassen. Das gelang nicht ganz dem Film „Der Sturm", dessen Tendenz allzustark sichtbar war, auch ohne, daß man sie in den Vordergrund geschoben hätte. Hervorragend in Aufbau und Wirkung war ein dokumentarischer Film „Die Odyssee der Tscheljuskin", der den Untergang und die Rettung der Tscheljuskin-Leute durch Flieger noch einmal vor dem Auge erstehen ließ. Man weiß, wie geschickt die Russen in der Gestaltung derartiger Filmdokumente sind; hier haben sie sich fast selbst übertroffen.

Von den übrigen Filmländern stand die junge holländische Filmindustrie im Vordergrund und zwar durch einen Skandal, den der Film „Totes Wasser" heraufbeschwor, welcher teils durch Pfeifen und Johlen abgelehnt, teils stark applaudiert wurde. Der österreichische Film „Maskerade" des Regisseurs Willy Forst fand allgemeine Anerkennung und hinterließ einen guten Eindruck. Ungarn zeigte einen Geza von Bolvary-Film „Frühlingsparade", der als guter Unterhaltungsfilm Beifall auslöste. Der dänische Film von Friedrich Dalsheim „Palos Brautfahrt", das letzte Werk des Nordlandforschers Knud Rasmussen fand stärkste Beachtung und wohlverdienten Applaus, weniger dafür der schwedische Gustav Molander-Film „Ein stiller Flirt", der zu stark an die Anfangszeit des Films erinnerte und oftmals von rührender Naivität und Unkunst war. Das gleiche gilt in noch stärkerem Maße von dem Film, der Spanien auf der Biennale vertreten sollte „Ein Sträfling ist entflohen". Was dem Publikum hier vorgesetzt wurde, war wirklich so primitiv, daß man nicht verstehen konnte, weshalb die Ausstellungsleitung den Film überhaupt zugelassen hatte. Eindrucksvoller war der Film der „Schweiz" „Die weiße Majestät" und kurze Bruchstücke eines indischen Films „Seeta", den man unverständlicherweise nur teilweise zeigte, trotzdem diese Teile starkes Können verrieten. Während die Türkei mit dem Film „Leblibici hothor aga" gänzlich abfiel, konnte als letztes Filmland Japan mit einer Reportage über Landschaft, Leben und Sportgeist der Japaner „Dai Nippon Katsudoshashin Kaisha" das vollste Verständnis und die Anerkennung der Zuschauer finden.

Eines hat die Ausstellung auf alle Fälle gezeigt, diese Ausstellung, auf der man quantitativ viel, aber quantitativ wenig sah, nämlich die Richtigkeit des Anspruchs des Reichsministers Dr. Goebbels zu den Filmschaffenden: „Es ist unmöglich, Können durch Wollen zu ersetzen!" Wenn die Filmhersteller, Filmschöpfer und Filmkünstler, die der Ausstellung beiwohnen, das erkannt haben und darnach handeln werden, ist schon ein großer Schritt zur Weiterentwicklung der Filmkunst getan und es ist dann auch zu hoffen, daß die nächste Filmkunstausstellung wertvollere Kunstwerke zu Vorführung bringen wird.

PEER GYNT IM WERDEN

Hans Albers als Peer und Lucie Höflich als Mutter Ase.

Aufnahme: Bavaria-Tofa

Die Bavaria hat mit großen Mitteln das Wagnis unternommen, Peer Gynt als Film zu gestalten. Bewußt verläßt das Drehbuch dieses Films die Wege der Bühne und sucht die großen phantastischen Bildmöglichkeiten dieser nordischen Dichtung neuzuformen. Hauptthema soll die große Fahrt des modernen Peer Gynt werden, die Spannung zwischen Heimat und Welt. Hauptfigur des Films ist Hans Albers, der hier eine neue große Chance erhält. Regie führt Fritz Wendhausen, dem die Aufgabe zufällt, das gewaltige Wagnis dieses Films zum Welterfolg zu führen. Unser Bild ist die erste in Baden veröffentlichte Aufnahme aus dem Film.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg